



Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

26. Jahrgang. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich im Umfang von mindestens 3 Quartbogen mit Extra-Beilagen und können durch jede Buchhandlung bezogen werden.
Nr. 12. Preis per Jahrgang \$1.50 postfrei.

September 1898.

Inhalt: Mahnung des hl. Bonifatius. — Sociale Zustände in Rumänien. (Schluß.) — Unter den Kannibalenstämmen des Ubanghi. — Nachrichten aus den Missionen: Norwegen (Reichenverbrennung); Japan (Von Sapporo nach Ottaru); China (Prinz Heinrich in Zi-fa-wei; Befehrungen in Nord-Schantung); Philippinen (Ermordung spanischer Mönche); Vorderindien (Puna; Madras); Südamerika (Feuerland); Aus verschiedenen Missionen. — Für Missionszwecke. — Danksgiving und Bitte.

Mahnung des hl. Bonifatius.

(Zum Titelbild.)

Die ihr euch rühmt so hehrer, edler Ahnen,
Macht ihnen Ehre, krönet ihren Ruhm!
Denkt eurer Väter, Enkel der Germanen,
Die ich geführt zu Gottes Heiligthum!

Wie sie dereinst, so gibt's noch Millionen,
Die nicht zu neuem Leben sind erwacht,
Die noch im Land des Todesschattens wohnen,
Die noch umhüllt des finstern Wahnes Nacht.

O betet, wirket, spendet eure Gaben,
Helft, Männer, Frauen, alle, jung und alt,
Die Nacht zu lichten, drin sie sind begraben,
Zu lösen sie aus feindlicher Gewalt!

Schaut auf das Kreuz, das ich zu euch getragen,
Schaut auf den Heiland, der dort blutend hängt!
Für aller Heil ward er ans Kreuz geschlagen,
O stillt den Durst, der noch sein Herz bedrängt!

Führt Seelen, Seelen liebend ihm entgegen!
Ihr könnt es, wenn ihr eure Brüder liebt,
Den Glaubensboten folgt auf ihren Wegen,
Auch eure Hand zum Werk ihr Scherfslein gibt.

Wie schön, wenn meine Botschaft, wenn die Psalmen,
Die eure Väter einst von mir erlauscht,
Erklingen hell im fernen Land der Palmen,
Wenn Ost und West den Gruß des Engels tauscht!

Wie schön, wenn sich zur Rüste neigt das Leben,
Der Ernte Herr euch trifft mit voller Hand,
Erlöste Seelen dankend euch umschweben,
Geleiten euch ins ew'ge Vaterland!

Sociale Zustände in Rumänien.

(Mitgetheilt von Joh. Al. Roth S. J. — Schluß.)

4. Volksschulbildung und wirtschaftliche Verhältnisse.



it der Bildung des rumänischen Landvolkes sieht es erst recht trübe aus. In den Jahren 1873—1883 waren 80,85 % Männer und 91,25 % Frauen des Lesens und Schreibens unkundig, und im Jahre 1882 belief sich die Zahl der Analphabeten unter den Rekruten des rumänischen Heeres auf 79,60 %. — Der vom Kultusministerium veröffentlichten Statistik der Volksschulen für das Jahr 1888/89¹ entnehmen wir, daß im genannten Jahre 609 472 Kindern der Schulbesuch angeschlossen wurde, und zwar 100 706 Stadt- und 508 766 Dorfskindern. Von den erstern meldeten sich für die Schule 40 334, von den letztern nur 122 863, woraus ersichtlich ist, daß in den Städten 60 %, in den Dörfern 75 % der Kinder die Schule nicht einmal sehen. Aber nicht einmal alle jene, welche sich für die Schule hatten einschreiben lassen, besuchten dieselbe; denn in den Städten unterzogen sich der Schlußprüfung 14 486 und in den Dorfschulen bloß 88 036 Kinder, folglich blieben von 609 472 im Jahre 1888/89 schulfähigen Kindern nicht weniger als 506 950 ohne allen Unterricht.

Dieser Mangel an Unterricht in den untern Schichten des rumänischen Volkes ist eine der Ursachen, weshalb die Landwirtschaft in Rumänien sozusagen noch in den Kinderschuhen steckt. Die Produktionsfähigkeit des rumänischen Bodens ist durchschnittlich eine ungemein große; aber weite Strecken fruchtbaren Erdbreichs liegen noch unbenutzt da oder werden nicht nach dem Maße ihrer Ertragsfähigkeit ausgebeutet. Um eine tiefere Erklärung dieser mangelhaften Entwicklung der Bodencultur in Rumänien zu geben, berufen sich nicht wenige auf die weitverbreitete Ansicht, daß Arbeitsamkeit keineswegs eine Tugend des rumänischen Volkes sei. Schon Demeter Cantemir² war der Meinung, daß die Rumänen „die unglücklichsten Erdbewohner wären, wenn nicht die Fruchtbarkeit des Bodens und die reichlichen Saaten sie der Armut entzissen; denn sie sind faul und träge zur Arbeit, pflügen wenig, säen wenig und ernten doch viel; sie geben sich aber nicht die geringste Mühe, durch schwere Arbeit sich das zu erwerben, was sie haben könnten, begnügen sich vielmehr damit, nur so viel in die Scheunen zu sammeln, als für sie ihrer Meinung nach auf ein Jahr oder, wie sie zu sagen pflegen, bis zum ‚Neubrod‘ (pânea cea nouă) ausreicht“.

An der Stichhaltigkeit dieser Meinung dürfte jedoch mit Recht gezweifelt werden, da in der That die Rumänen nicht arbeitscheuer sind als andere Nationen, bei welchen die Landwirtschaft viel weiter fortgeschritten ist. Man wird aber die Hauptursache der geringen Entwicklung der rumänischen Agrikultur darin zu suchen haben, daß es Rumänien überhaupt an Arbeitskräften gebricht; denn zunächst ist die gegenwärtige Bevölkerung (etwa 6 Mill.) im Verhältniß zur Ausdehnung des Landes eine viel zu geringe, dann aber nimmt die Sterblichkeit daselbst mit jedem Jahre bedenklich zu und gefährdet die Existenz des rumänischen Volkes. Uebersichtlich stellte Dr. Istrati³ die fortschreitende Abnahme der

rumänischen Bevölkerung in den Jahren 1859—1878 in folgender Tabelle dar:

Jahr	Zahl der Geburten	Zahl der Todesfälle	Ueberschuß der Geburten	Töbte auf 100 Neugeborene
1859—1863	619 504	424 953	194 551	68,4
1864—1868	697 446	590 792	106 654	84,7
1869—1873	720 040	606 297	113 743	84,2
1874—1878	784 589	695 908	88 681	88,6

„Die Bevölkerung Rumäniens“, berichtet Dr. Felix¹ im Jahre 1881, „vermehrt sich in einem weit geringern Verhältniß als die anderer Völker; Rumänien ist von einer Entvölkerung bedroht, welche dessen höchste Interessen in Frage stellt. Dieses Uebel befindet sich vorderhand in dem Stadium, wo es noch geheilt werden kann; sollte es aber größere Ausdehnung annehmen, dann könnte es die Zukunft des rumänischen Staates gefährden.“ Daß aber die Abnahme der einheimischen Bevölkerung auch im letzten Jahrzehnt in stetem Steigen begriffen ist, bezeugen die jährlichen Statistiken Rumäniens, und Dr. Istrati hat Recht, wenn er ausruft: „Wir morden uns selbst, damit ein fremdes Geschlecht auf unsern Gräbern erstehe.“² Während die rumänische Bevölkerung — und das gilt besonders von der Moldau — dahinschwindet, wächst zusehends die Zahl der Juden auf rumänischem Boden. Es genüge ein Beispiel, um das Verhältniß der rumänischen Einwohner zum jüdischen Elemente zu veranschaulichen. In den Jahren 1881 bis 1890 verlor die christliche Bevölkerung Jassy's 1681 Seelen, während die Juden um 4108 zunahmen³. Für dieselbe Stadt ergab sich in den Jahren 1891 und 1892 folgendes Verhältniß⁴:

Jahr 1891	Geburten	Todesfälle	Ueberschuß	Jahr 1892	Geburten	Todesfälle	Ueberschuß
Christen	985	1554	— 569	Christen	932	1438	— 506
Juden	1480	1074	+ 406	Juden	1497	984	+ 513

Ein ähnliches Verhältniß zwischen dem Aussterben der christlichen Bevölkerung und dem Wachsthum der jüdischen ließe sich auch für die übrigen Städte des Landes — wenigstens der Moldau — nachweisen. In der letztgenannten Provinz allein beläuft sich die Zahl der Juden bereits auf ca. 300 000. — Und diese alle leben ausschließlich von der Arbeit anderer, besonders des Landvolkes. Wie überall, so bilden sie auch hier das zersetzende Element, bereichern sich durch betrügerische Fallimente, Wucher und Handel, entsittlichen das Volk nach ihrer Weise, besonders durch Ausverkauf großentheils gefälschter Getränke, und haben dabei noch die Kühnheit, das rumänische Bürgerrecht für sich zu verlangen.

„Vor der Trunksucht“, schreibt Cantemir⁵, „haben die Rumänen keinen allzu großen Abscheu.“ Wenn derselbe Schriftsteller aber hinzufügt, „doch allzu geneigt zur Trunksucht sind sie noch nicht“, so mag dies zu Cantemirs Zeiten vielleicht seine Richtigkeit

¹ Mişcarea populaţiunei României, veröffentlicht in den Analele Academiei Române. Bucureşti 1881.

² O pagină din istoria contemporană a României. Bucureşti 1880.

³ Vgl. Cuza, Monopolul Alcoolului (Bucureşti 1895) p. 10.

⁴ Cuza l. c. p. 11.

⁵ l. c. p. 249.

¹ Vgl. Cuza, Tărani p. xxxv.

² Descrierea Moldovei p. 243.

³ Vgl. Cuza, Tărani p. xiii.

gehabt haben — heute ist es sicher das Verdienst der Juden, daß das Laster der Trunksucht im rumänischen Volke so tief Wurzel gefaßt hat und dessen Zukunft in Frage stellt.

Die Nahrung des rumänischen Bauern ist eine höchst einfache und vielfach unzureichende. Die Polenta (mămăliga) ist seine Lieblings-speise, die nie fehlen darf; Schaffäse (brânză), saure Milch (lapte acru) oder Gurken (castraveti) dienen ihm als Zuspeise. Andere Speisen, wie z. B. Pfannkuchen (plăcinte), kalter Braten (răcituri), Sauerbraten (ostropături) u. dgl. gelten als Leckerbissen, welche er sich höchstens am Kirchweihfest (bălciu) oder bei andern außergewöhnlichen festlichen Gelegenheiten erlaubt. Nachdem sich nun der rumänische Bauer — und dasselbe gilt auch von den untern Schichten der Stadtbevölkerung — die ganze Woche nur kümmerlich ernährt, verbringt er den Sonntag im Wirtshaus bei der Branntweinflasche, wobei es oft so wild und wüß zugeht, daß es zu Schlägereien kommt und blutige Köpfe gibt. Die meisten setzen dann diese Vergnügungen noch den nächsten Tag fort, so daß sie am Dienstag in voller Abspannung und zu jeder Arbeit unfähig hinter dem Ofen liegen. Kein Wunder, daß bei einem derartigen Leben der Landmann endlich alle ihm zu Gebote stehenden Nahrungsmittel, wie Käse, Eier, Mais, Geflügel u. s. w., zum Juden trägt und schließlich genöthigt ist, mit Weib und Kind am Hungertuche zu nagen. Das Laster der Trunksucht ist die Quelle der größten Uebel für Rumänien. Nicht nur Männer fröhnen ihm, sondern sogar das weibliche Geschlecht ist nicht frei davon. Bei jedem Gelage im Wirtshaus trifft man regelmäßig eine Schar Frauen — selbst mit Kindern an der Brust — welche mit den Männern im Trinken wetteifern. Die natürliche Folge ist, abgesehen von der Entsittlichung des Volkes, Zerrüttung der physischen Kräfte, Abnahme der Arbeitsfähigkeit und eine Sterblichkeit, die das Schlimmste für die Zukunft befürchten läßt.

Den Bemühungen einzelner bessergeresinnter Männer ist es gelungen, im Frühlinge des verfloßenen Jahres einen Verein zur Bekämpfung des Alkoholismus in Rumänien zu gründen (Liga română încontra alcoolismului); einflußreiche Männer aus allen Theilen des Königreiches traten ihm bei und scheuen kein Opfer, um nur das Volk vor dem gewissen Untergange zu retten; doch, glauben wir, wird das Uebel nicht überwunden werden können, solange das rumänische Volk auf religiösem Gebiete in Finsterniß und trasser Unwissenheit dahinglebt. Welchen Einfluß die Religion in dieser Hinsicht auszuüben im Stande ist, sehen wir deutlich in den Dörfern der Moldau mit überwiegend oder ausschließlich katholischer Bevölkerung. Auch in diese war mehr oder weniger das Laster der Trunksucht mit allen seinen verheerenden Folgen eingegriffen — jetzt besuche man z. B. die im Districte Roman gelegenen Dörfer Tămăşeni, Gherăeşti, Săbăoani u. s. w., und man wird sich erbauen an dem zahlreichen Kirchenbesuche und der Nüchternheit ihrer Einwohner. Derartige Erfolge zu erzielen, vermag aber die schismatische Kirche nimmer, sie ist zu einem toten Körper geworden, dessen einzige Stütze noch der Staat ist, und die Religion derselben ist nur mehr eine äußere Förmlichkeit ohne innern Gehalt. Bezeichnend ist der Umstand, daß bis zum Monat Juli 1897 nur ein einziger Pope seinen Eintritt in die oben- genannte Liga gemeldet hatte, während schon wenige Tage nach der Gründung derselben (am 15. Mai) bereits vier katholische Missionäre ihr als Mitglieder angehörten.

Wir haben gezeigt, in welcher unheimlicher Weise das Juden-

thum in Rumänien in jedem Jahre neuen Zuwachs erhält, das ganze Land überfluthet und die Existenz des rumänischen Volkes gefährdet. Nicht wenig trägt ferner zur Verschlimmerung der socialen Lage der Bureaucratismus bei, der wie in andern Ländern Europas, so auch in Rumänien auf dem Volke schwer lastet. Die Beamten hier zu Lande, sagt Cuza¹, bilden die wichtigste Klasse, und für sie allein scheine die ganze heutige politische Organisation dazusein. Während in den Ländern des westlichen Europa ein Mittelstand besteht, der seine Interessen und Rechte zu verteidigen vermag, sucht man einen solchen in Rumänien vergeblich. Der uncultivirte, unwissende Bauernstand ist der Ausbeutung schutzlos preisgegeben. „Aus dem Umstande aber, daß in Rumänien die einen produciren und die andern, welche von der erstern Arbeit leben, über den Gebrauch der producirten Güter bestimmen, ergeben sich zwei große Mißstände: erstens, daß die meisten Reformen, eingeführt von jener Klasse, die für die wirklichen Interessen des Volkes kein Verständniß hat, den ausgesprochenen Charakter der Oberflächlichkeit, Unzulänglichkeit und oft des Widerspruches mit den wahren Bedürfnissen des Landes an sich tragen; zweitens, daß die ganze politische Macht wie auch ein guter Theil der Volksarbeit in Form von Steuern allein zum Vortheil des Beamtenheeres auf Kosten des Volkes verbraucht werden.“²

Das arme Volk kommt aber dabei auch noch in anderer Hinsicht schlimm davon. Unbekannt mit den verschiedenen kleinlichen Gesetzesvorschriften und mit dem äußerst complicirten Verwaltungssystem, ist man in der Regel genöthigt, sich zunächst an einen der vielen „dienenden Geister“, die im Amtlocal auf und ab huschen, zu wenden und sich bei demselben Rath zu erholen. Doch Bitten genügen da nicht immer, die klingende Münze muß denselben einen entsprechenden Ausdruck geben. Die Bestechlichkeit des türkischen und griechischen Beamtenstandes hat auch den sonst edlern Rumänier beeinflusst. Dazu kommt die Unsicherheit seiner Stellung. Mit jedem Ministerwechsel ist seine Existenz in Frage gestellt; ist er ja selbst bei einem derartigen Umsturze zu seiner gegenwärtigen Stellung gekommen — mag dieselbe noch so beschneiden sein. Wird er nicht bald das Loß so vieler seiner Vorgänger theilen müssen? Wobon dann leben? Da liegt die Versuchung nahe, auf Seitenwegen sich, solange die Gelegenheit günstig ist, eine sorgenfreie Zukunft zu sichern.

Fassen wir das Gesagte kurz zusammen. Es ist wahr, die rumänische Cultur hat in den letzten Jahrzehnten anerkennenswerthe Fortschritte gemacht, aber ebenso wahr, daß die sociale Lage des rumänischen Volkes und besonders des rumänischen Landmannes eine recht traurige ist. Mit der Aufhebung der Leibeigenschaft wurde zwar sein Loß etwas gebessert: er erlangte die politische Freiheit, gerieth aber bald in die schmachvolle Abhängigkeit von den Juden, und ist so das Wort Ghicas nur zu wahr geworden: „Die Lage des Landmannes, der productivsten und interessantesten Klasse des Landes, ist eine wahrhaft beweinswerthe.“³

Damit schließen wir heute diese Schilderung, um sie vielleicht ein anderes Mal durch einige anschauliche Einzelzüge aus dem rumänischen Volksleben zu vervollständigen.

¹ Tăranii I. c. p. xxix.

² Cuza, Tăranii I. c. p. xxx.

³ Jon Ghica, Convorbiri economice. Bucureşti 1879.

Unter den Kannibalenstämmen des Ubanghi.

Der Ubanghi ist der mächtigste rechte Nebenfluß des gewaltigen Kongo und bildet in seinem untern und mittlern Laufe die Grenze zwischen den französischen und den belgischen Besitzungen. Zahlreiche Stämme haufen an seinen meist dicht bewaldeten Ufern. Im Mündungsgebiet wohnt hauptsächlich das Handelsvolk der Buhanghis, unter denen die Sklaverei in milder Form, aber in ausgedehntem Maßstabe herrscht. Weiter flussaufwärts wohnen die Balos, ächte Kannibalen, in langgestreckten Dörfern längs dem Uferjaum. Drei bis vier Häuser bilden eine Gruppe, die durch einige Felder von der nächsten getrennt wird. Mitten im Dorfe hat der Dorfselbst, meist der Schädel eines Büffels, Flußpferdes oder Menschen auf einer Stange, seinen Standort. Die Balos leben vorzugsweise vom Fische. Die Fische werden geräuchert und halten sich so sehr lange. Der stärkste, volkreichste und wildeste Stamm am untern Ubanghi sind die Bondschos, der Typus eines unverbesserlichen Kannibalenvolkes. Sie unterscheiden sich nach dem französischen Reisenden J. Dybowski durch scharf hervortretende Eigentümlichkeiten von allen übrigen Stämmen jener Striche. Sie sind außerordentlich kräftig gebaut, meist über Mittelgröße, und von starker Muskulatur. Ihre Gesichter tragen einen widerwärtigen, verhierten Ausdruck und sind über die Maßen häßlich. Die Stirne ist niedrig, zusammengedrückt, die Augen klein, der Mund breit mit schwulstigen Lippen. Was die Häßlichkeit noch vermehrt, ist ihre Ge-

wohnheit, die obere vordere Zahnreihe auszubrechen, insolgedessen die Oberlippe einfällt und die untere Lippe in abstoßender Weise hervortritt. Dieses Ausbrechen geschieht zur Zeit des Zahnwechsels. Als Grund für diese Sitte geben die Schwarzen an: es sei schöner so. Im Gegensatz zu den meisten andern Negerstämmen ist bei den Bondschos der Bartwuchs ziemlich kräftig entwickelt, und Voll- und Halbbärte sind gar nicht selten. Das Kopfhaar wird bei den Männern fast völlig rasirt, bei den Kindern läßt man auf beiden Seiten zwei Halbkreise, auf dem Vorderkopf eine Raute, am Hinterkopf ein Viereck von Haaren stehen. Die Frauen cultiviren ein Quadrat langer Haare am Hinterkopf; der übrige Theil ist glatt rasirt und wird durch Kupferzierat geschmückt.

Die Kleidung der Männer besteht in einem Lendentuch aus breitgefloppter Feigenbaumrinde. Außerdem tragen sie gewöhnlich eine Art Kürass aus Büffel- oder Elefantenhaut, welcher den Rumpf umgibt und durch Armbänder befestigt wird. An dem Riemenband, das ihn vorne schließt, hängt das lange Messer in einer Lederscheide. Brust und Vorderleib sind meist mit ringförmigen Einschnitten tätowirt. Die Männer erscheinen selten ohne ihre lange, mit solider, mandelförmiger Eisenspitze bewehrter Lanze in der Faust.

Das Gewand der Frauen besteht aus breiten Zeugstreifen von Faserstoff, die roth oder schwarz gefärbt und mit Palmöl gesettet sind, um ihnen Glanz zu verleihen. Gewöhnlich tragen sie mehrere dieser sonderbaren kurzen Röckchen übereinander und sehen darin nach dem Ausdruck Dybowskys wie Ballettänzerinnen aus. Als Schmuck dienen Armbänder aus Kupfer oder Messing und ein sonderbarer hoher Halstragen aus dünnem Kupferblech, welcher der Originalität jedenfalls nicht entbehrt.

Als Hausthiere halten die Bondschos bloß eine sehr kleine Ziegenrasse mit kurzen Haaren, meist weißgelb gesprenkelt, recht niedliche Thierchen; außerdem zahlreiche Zwerghühner, fast alle grau mit gelblichem Hals und Brüstchen.

Die Bondschos-Dörfer sind sorgfältig gebaut und die Hütten regelmäßig in zwei langen Linien geordnet, die nach der Flussseite hin sich allmählich öffnen und im Hintergrund durch eine Querreihe geschlossen sind. Die Wohnungen bestehen aus festem,

in die Erde eingelassenem Pfahlwerk und sind von einer kleinen Mauer aus Stampferde umgeben. Das Giebeldach ist mit Baumrinde gedeckt, der Thüreingang mit geschnitzten Balken geschmückt. Die Schnitzerei besteht aus Parallellinien, abwechselnd eingeschnitten und in Relief hervortretend.

Auch in der Töpferei zeigt sich einiger Kunstsin. Die am Feuer gehärteten und dann mit einem Netzwerk umhüllten Thongefäße, große Töpfe, Teller, Flaschen,



Rumänische Bauernhütte. (S. 266.)

weisen sehr verschiedene Formen und Zeichnungen auf.

Die Bondschos leben vornehmlich von Jagd und Fische. Ihre Pirogen sind klein und schmal und für weite Fahrten ungeeignet. Die Bemannung besteht durchweg aus 4 Ruderern, Männern oder Frauen, welche die oft über 4 m langen, meist hübsch geschnitzten Ruder rhythmisch im Tacte bewegen. Der Fang der größeren Fische geschieht durch Reusen oder Absperrung kleinerer Flüsse und Bäche. Für die kleinere Fische dagegen haben die Bondschos eine ihnen ganz eigene Fangweise, auf welche sie ein Patent nehmen könnten. Ein 3–4 m langes rechteckiges Netz oder Sieb aus Palmried in einem Rahmen von starken Stäben wird an der einen Seite des Rachens so befestigt, daß es frei auf- und niedergelassen werden kann. Zwei Mann handhaben den Apparat. Zu diesem Zwecke wird an den obern Enden des Netzrahmens je eine Liane befestigt, deren Ende die Schwarzen um ihren Leib sich festbinden. Während der Rachen leise über den Fluß hingeleitet, neigen sich die beiden Fischer gleichzeitig so weit über den Rand des Rachens, daß das Netz den Wasserspiegel berührt und etwas darunter sinkt. Sobald sich eine ordentliche Anzahl der zahllosen Fischlein über dem Netz gesammelt, schnellen die beiden plötzlich empor; das Netz richtet sich auf, und die Fischlein fallen ins Boot hinein.

Noch häßlicher als die Bondschos sind die gleichfalls menschenfressenden Buzerons, kleine, magere, elende Gestalten, „degenerierte Bondschos“, wie sie Dybowski nennt. Am höchsten von allen Stämmen des Ubanghi, sowohl was körperliche als geistige Eigenschaften angeht, stellt der genannte Forscher die Banziris. Es ist ein wirklich schöner Menschenschlag, der mit der schwarzen Rasse fast nur Farbe und Kraushaar gemein hat. Die Kinnladen sind nicht wie sonst beim Neger hervorstehend, die Nase gerade und regelmäßig, die Stirne hoch und flach, der Mund eher klein und ohne die häßlich schwulstigen Lippen, das Kinn gerade, die Augen ungewöhnlich groß und glänzend mit langen Wimpern, und ihr Blick offen und frei. Die Mädchen und

Frauen zeigen nach Dybowski trotz ihrer sehr mangelhaften Bekleidung einen auffallenden Sinn für Zucht und Sitte. Die Banziris sind keine Menschenfresser. Sie leben auf weiten Strecken längs des Flusses und sind geborene Fischer und Schiffer, so daß der Transport und Flußhandel fast ganz in ihren Händen ruht. Ihre Pirogen sind 8–12 m lang, 60–90 cm breit und ungefähr gleich tief und aus einem Baumstamm sorgfältig und nicht ohne Kunstsinne gearbeitet. Sie leben hauptsächlich von Fischen, Bataten, Ignamen, Maniok, halten aber auch Ziegen, Hühner und zahlreiche Hunde, deren Fleisch hochgeschätzt wird. Es ist der Stamm, welcher der Missionsarbeit am meisten Aussicht bietet. Die Languajis, Sabangas, Togbos und



Rumänischer Bauer. (S. 266.)



Rumänischer Hirte. (S. 266.)

andere kriegerische Stämme weiter nordwärts werden nicht näher geschildert.

Unter diesen Stämmen des französischen Ubanghi haben seit einigen Jahren die Väter vom Heiligen Geist eine äußerst schwierige und gefährvolle Missionsthätigkeit begonnen und bereits mehrere Stationen gegründet.

Auf einer großen Rundfahrt hat der Apostol. Vicar Msgr. Augouard letztes Jahr diesen entlegensten Theil seines Vicariates besucht und seine Eindrücke und Erlebnisse ausführlich geschildert.

Am 13. Januar 1897 brach er von Brazzaville, dem Hauptort des französischen Kongo, auf und gelangte in 15tägiger Fahrt nach St. Louis, der ersten Station am Ubanghi, unweit von dessen Mündung in den Kongo. In einem kleinen Dampfer wurde die Reise den Ubanghi hinauf fortgesetzt. Die Ufer sind von einer

herrlichen tropischen Vegetation bestanden. Ganze Herden von Elefanten und wilden Büffeln stampfen durch den Urwald, und der Strom wimmelt von ungeschlachteten Flußperden, die mehr als einmal das Fahrzeug förmlich belagerten.

Schon in den ersten Tagen machte man unliebsame Bekanntschaft mit umherstreifenden Bondschosbanden. Als man einst am hellen Mittag am Rande des Waldes Holz für die Dampfmaschine schlug, fiel plötzlich eine große Sagai (Speer) mitten unter die Leute, glücklicherweise ohne jemanden zu verletzen. In der folgenden Nacht wagte sich ein Bondschos trotz der ausgestellten Wache schwimmend ans Schiff heran und gelangte unbemerkt an Bord. Erst als er wieder ins Wasser sprang, wurde die Wache aufmerksam und sandte dem frechen Eindringling eine Kugel nach. Sofort war alles an Bord auf den Beinen. Da der Bursche an der Dampf-

maschine seine Füße mit Oel beschmiert hatte, konnte man seine Spuren auf dem Deck verfolgen. Er hatte an vier Lagerstätten gestanden, überall herumgemaßt und eine Reihe von Gegenständen gestohlen. Dem einen fehlte seine Pfeife, dem andern Taschentuch und Tropenhelm, Br. Severin war um seine Halsbinde, Soutane und Uhr gekommen. Einige Zeit nach dem Verschwinden des Diebes blieb alles ruhig, dann hörte man im Walde den Schrei eines Vogels, den die Schwarzen an Bord als den Sammelruf des Räubers. Er blieb unbeantwortet; vielleicht hatte die Kugel ihr Ziel gefunden. Kurze Zeit zuvor war an derselben Stelle ein Mann von einem französischen Fahrzeug, der mit andern am Ufer bei einem Wachtfeuer lag, von einer Sagai tödlich getroffen worden, und erst am Abend zuvor hatte ein Duzend Kriegspirogen auf ein Kanonenboot der Regierung einen Angriff gemacht, der aber zurückgeschlagen wurde. Zur Strafe ließ der Kapitän ins nächste Dorf einige Brandbomben werfen, die mehrere Hütten in Brand steckten.

Unter solchen Abenteuern gelangte man glücklich bis an die Sandbänke und Stromschnellen am Zinga. Die Weiterfahrt mußte in Pirogen gemacht werden, ein nicht ungefährliches Wagniß, da die Wilden durch das vielfach gewaltthätige Auftreten der Weißen aufgeregt waren und die Ufer von ihren Streifbänden wimmelten. Zur größern Sicherheit schloß sich der Bischof mit seinen weißen und schwarzen Gefährten der Flotille des französischen Bezirksverweisers von Bangi an, der gerade dorthin zurückkehrte. Die Fahrt verlief ohne besonderes Abenteuer. Nur einmal, als man wieder wie gewöhnlich auf einer der zahlreichen Sandbänke, einem Dorf auf belgischer Seite gegenüber das Nachtlager bezogen, sah man während der Nacht am Ufer auffallend viele Lichter aufflammen. Doch verging die Nacht ohne Störung. Erst am Morgen um 4 Uhr tönte vom Ufer eine mächtige Stentorstimme herüber. Einer der Schwarzen in der Begleitung des Bischofs antwortete. Beide ergingen sich nach Art der homerischen Helden in lauten Drohungen und prahlender Herausforderung. Als der Tag dämmerte, sah man flussaufwärts eine Menge von Kriegspirogen sich sammeln und bewaffnete Haufen von den Höhen niedersteigen, offenbar in der Absicht, der Flotille den Weg zu verlegen. Der Bezirksvorsteher gab Befehl, daß alle Schiffe in geschlossener Linie vorrückten, die Missionsbarken am Ende. Zwei ohne Befehl abgegebene Schüsse schienen den Feind zu schrecken; wenigstens wagten sie keinen Angriff, und man erreichte ungefährdet das nächste Dorf auf der französischen Seite, wo die Missionäre bekannt waren und gute Aufnahme fanden. Hier trafen sie zwei Knaben, die früher vorübergehend im Missionshaus von Brazzaville gewesen, und die jetzt nicht wenig stolz darauf waren, mit den Weißen in deren Sprache reden zu können. Sie brachten Lebensmittel und sprangen bei der Abfahrt ohne weiteres in die Piroge der Patres, um sie zu begleiten. „Ich erkundigte mich nun,“ so erzählt der Bischof, „wie es ihnen in der Heimat gehe, ob sie die gelernten Gebete noch verrichteten, was sie in ihrem Dorfe thäten und ob dort die Menschenfresserei noch im Schwange sei. Sie antworteten aufrichtig, daß allabendlich nach Sonnenuntergang zwei oder drei Kindern im Alter zwischen 8—15 Jahren der Hals abgeschnitten werde. Dasselbe geschehe auch in allen andern Dörfern, nur setze man die Köpfe nicht mehr zur Parade aus, weil das den Patres mißfalle. Doch äßen nicht alle von dem Fleische. Ich fragte die beiden Knaben, die noch nicht getauft sind, aber von Zeit zu Zeit nach St. Paul zum Unterricht gehen, ob sie selbst noch

Menschenfleisch äßen. „Nein,“ war die Antwort. Ich habe aber den ältern im Verdacht, daß ihm diese gräßlichen Lederbissen noch nicht ganz fremd geworden; denn als kürzlich der französische Posten einen zum Tode verurtheilten Häuptling hinrichtete, drückte er sein Bedauern aus, daß man die große und fette Leiche beerdigt habe, und meinte, da hätten die Weißen eine recht unnütze Verschwendung begangen. „Was thun aber die armen Kinder, wenn sie sich so zum Kochtopf verurtheilt sehen?“ „Sie thun nichts; denn sie sind ja Sklaven und für den Zweck gekauft.“ „Aber machen sie denn nicht den Versuch, ihrem schrecklichen Schicksal zu entgehen?“ „Ja, einige entfliehen und verstecken sich im Walde; aber man spürt sie wieder auf und tödtet sie dann auf dem Fleck, um eine zweite Flucht zu verhindern. Bis der Flüchtling wieder eingebracht ist, nimmt man ein anderes Kind, das in sein Schicksal mehr ergeben ist, und schlachtet es zum Abendessen.“ Sind das nicht gräßliche Zustände! Und doch erzählten uns die Knaben diese schauerhaften Einzelheiten mit lächelndem Munde, als ob das die selbstverständlichsten Dinge von der Welt wären. Wir nahmen ihnen das Versprechen ab, bei ihren Freunden zu Haus doch alles zu versuchen, um sie von der Theilnahme an diesen verabscheuungswürdigen Schmausereien abzuhalten. Sie sagten, sie thäten dies alle Tage, und allmählich würden wohl diese allabendlichen Menschenopfer aufhören, besonders wenn der Pater öfters die Dorfschaften besuchen könne.“ Wie man angesichts solcher Thatfachen von protestantischer Seite unsern Missionären den Loskauf von Sklavenkindern zum Vorwurf machen kann, erscheint unbegreiflich. Es ist ja bei solchen tiefstehenden Stämmen zunächst das einzige Mittel, zahlreiche arme Kleine an Leib und Seele zu retten und durch sie später auf ihre Landsleute einzuwirken.

Am 7. Februar wurde die Station St. Paul vor den Stromschnellen glücklich erreicht. Man war dort nicht erwartet; aber die Missionskinder hatten mit ihren scharfen Augen die Barke des Bischofs aus der Ferne erspäht, und so konnte noch rasch ein Empfang vorbereitet werden. Wimpel flatterten vom Dache, die große Festfahne wurde auf den Flaggenmast aufgehißt, und das „Pulver ließ seinen lauten Willkommgruß erschallen“. Bei diesen wilden Völkern wird die Würde und Bedeutung eines Häuptlings nach der Größe des Lärmes bemessen, der ihm zu Ehren entwickelt wird, was übrigens in Europa auch vorzukommen pflegt. Der große Häuptling der Missionäre sollte eben würdig empfangen werden. In feierlicher Procession, in vollem Ornat, mit Mitra und Stab, zog daher der Bischof nach dem armen Missionskirchlein und spendete der kleinen Schar von Christen seinen Hirtensegen. Aber auch die Heiden drängten von allen Seiten hinzu, um das nie gesehene Schauspiel anzusehen. „Das muß wohl ein großer Häuptling sein,“ meinte ein Alter, „seht nur, welch langes und glattes Gewehr er trägt“; — er meinte den Bischofsstab.

Nur einen Tag lang konnte der Bischof hier verweilen; dann ging, nachdem er seine Anordnungen für das hier so schwierige Missionswerk getroffen, die Fahrt weiter nordwärts. Diata-diata, d. h. schnell, schnell, haben die Schwarzen Mgr. Augouard, den ehemaligen französischen Offizier, wegen seines raschen Handelns genannt. Fünf Baziris-Barken schlossen sich der Missionsflotte an. Sie waren mit der gewöhnlichen Handelsfracht: getrockneten Fischen, Rothholz zum Malen des Körpers, alten Fajreifen, leeren Fajfchen und Conservenbüchsen u. a., beladen. Die Schiffe glichen der Arche Noe. Zwischen den Waren saßen und lagen Männer, Frauen und Kinder: alle im kühnsten Neglige.

Die Flußfahrt wurde wegen der sich rasch folgenden Stromschnellen immer schwieriger; mußte man doch öfters an einem Tage zwei- bis dreimal umladen und die schlimmen Stellen umgehen, die selbst für die leeren Pirogen kaum passierbar waren.

Nach sechs harten, mühseligen Tagereisen war endlich der äußerste Posten der Mission, die Station von der heiligen Familie, erreicht. Die Kunde war hierher theils durch einen Courier, theils durch das Banziri-Telephon vorausgeeilt. Die Uferstämme pflegen nämlich auf ihren Fahrten stets ihre Tam-Tams mitzunehmen. Die regelmäßige Cadenz hält zunächst Gefang und Ruder Schlag im Tact. Sodann besorgen die Wilden mit dem Tam-Tam ihre Depeſchen. Je nach der Zahl und Weise der Schläge künden sie an, ob man in friedlicher oder feindlicher Absicht komme, zu welchem Stamm die Bemannung gehöre, wie viele Weiße an Bord seien u. dgl. Selbst geheime Winke und Verständigungen zu einem Angriff oder Ueberfall werden so gegeben.

Die Mission der heiligen Familie hat eine treffliche, den Abanghi stromauf- und stromabwärts weithin beherrschende Lage. Bald sah man denn von dorthier die große Missionsbarke mit 50 Mann unter Führung P. Moreaus dem Bischof entgegenziehen; der eine Theil der Bemannung ruderte, der andere schwenkte Fähnchen. In der Mitte des Schiffes war aus bunten Tüchern eine Art Pavillon oder Baldachin errichtet. Dort mußte der Bischof Platz nehmen, und unter dem Klang der Tam-Tams, unter Fahnwehen und Gewehrgeknatter hielt Mgr. Augouard auch hier seinen feierlichen Einzug. Am Landungsplatz waren die Kinder aufgestellt, die von den nachdrängenden neugierigen Scharen fast in den Fluß geschoben wurden. Eine stattliche Reihe von Languassis-Kriegern stand unter Waffen. Sie hielten zwar aus guten Gründen den Daumen nicht an die Hosennacht wie unsere strammen Soldaten, hatten aber doch mit ihren langen Lanzen, schön gearbeiteten Wurfmeßern und mächtigen Schilden ein ganz martialisches Aussehen.

Auf dem Zug zur Kirche gaben die wilden Krieger dem Bischof das Geleite und bewahrten bei der Empfangsfeier eine ehrfurchtsvolle Haltung. Der Häuptling Bessu hat den Missionären große Dienste erwiesen, und seine Bekehrung würde viele nach sich ziehen. Der Bischof gab ihm ein Geschenk von 10 Fr. im Werth, hier eine bedeutende Summe. Er dankte, äußerte aber den Wunsch, der Bischof möge ihm beim nächsten Besuche ein Hemd, eine Hose und einen hohen, europäischen Hut mitbringen.

Die Missionsstation entwickelt sich trotz ihrer weiten Entfernung und ihrer gefährlichen Lage mitten unter noch ganz wilden, kriegerischen Stämmen recht günstig. An Stelle der anfänglichen Nothbauten sind solide Ziegelbauten getreten, und sowohl Missionswohnung wie die 16×6 m große Kapelle werden von den Schwarzen als Wunderwerke angestaunt. Etwa 100 Kinder beleben die Station und werden im Christenthum und gleichzeitig im Ackerbau unterrichtet. Es wird freilich noch unfägliche Mühe kosten, um

aus diesen tiefstehenden Kannibalen würdige Christen zu formen. (Ueber den Stand dieser Stationen siehe Februarheft S. 116.)

Ein starker Fieberanfall, welcher den Bischof an den Rand des Grabes brachte, zwang ihn zur Rückkehr nach St. Paul, wo er mehrere Wochen der Ruhe pflegen mußte und seine Muse benutzte, um Leben und Sitten der Schwarzen näher zu studiren. Was er über die tief eingewurzelte Sitte der Menschenſchlächtere, besonders bei den Bondſchos, dieser wilden „Menschenhähnen“, berichtet, ist widerwärtig und traurig im höchsten Grade. Sie tödten und schlachten einen Menschen mit derselben kalten Gleichgiltigkeit wie irgend ein Thier des Waldes. Einst wurden in der Pflanzung der Mission zwei Diebe erwischt und festgenommen. Zufällig fuhr deren Häuptling gerade in seiner Piroge vorüber. Man rief ihn an, berichtete den Fall und lud ihn zum üblichen Palaver ein, um wegen des Loskaufes der Diebe zu verhandeln. „Wenn meine Leute dich bestohlen haben, so schneide ihnen die Hälse ab,“ lautete die Antwort, „ich gebe keine Perle um sie.“ Damit fuhr er weiter. In der That besteht das gewöhnliche Justizverfahren dieser Barbaren in ähnlichen Fällen darin, daß sie den Schuldigen kurzerhand tödten oder verstümmeln. unlängst wurde in einer Pflanzung ein Dieb aufgegriffen. Ohne weiteres nahm der Häuptling sein Messer und schnitt dem Unglücklichen beide Hände ab, der dann still und klaglos in seine Hütte ging. Heute sind seine Stümpfe vernarbt, und er schlägt damit den Tam-tam so lustig und kräftig wie einer.

Wie gesagt, thun die Missionäre alles, um diese barbarischen Sitten allmählich abzustellen. Ihr Einfluß hat schon manches erreicht, wenn auch so altvererbte Anschauungen und Gebräuche nicht im Handumdrehen sich ändern lassen. Der Loskauf von Sklavenkindern ist darum vorderhand durchaus geboten. Während der Bischof in St. Paul weilte, wurden 40 solcher Kleinen, zum saftigen Braten bestimmte Opfer, ihrem Schicksal entzogen. Da die Schwarzen auf alle europäischen Waren sehr erpicht sind, so genügt oft eine Kleinigkeit, um ein Menschenleben zu retten. Ein Kind wurde für vier Zündhütchen, zwei Knaben und ein Mädchen für eine alte Feuersteinflinte, einzelne für ein halbes Pfund rother Perlen von 1½—2 Fr. Werth, ein Mädchen für eine Pfeife (50 Cts.) befreit. Oft freilich steigt der Preis auch auf 30, 50 bis 100 Fr. Aber was ist das für den Werth einer unsterblichen Seele!

Mit seinen 40 Schülern trat der Bischof nach seiner Wiederherstellung die Rückreise nach dem Kongo an, wo unter dem Schutz der Behörde diese Kinder in den verschiedenen Missionsstationen in Brazzaville, St. Louis u. s. w. erzogen werden. In St. Louis bestehen bereits zwei kleine christliche Dörfer, die fast ganz aus solchen Befreiten bestehen.

Wir brauchen wohl nach dem Gesagten die Bitte des hochw. Apostol. Vicars, seiner schwierigen Mission durch Gebet und Almosen zu Hilfe zu kommen, nicht besonders noch zu unterstützen.

Nachrichten aus den Missionen.

Norwegen.

„Ich erlaube mir“, so schreibt uns der hochw. Herr F. Upen, Missionär in Christiania, „Ihnen einen kleinen Beitrag für die ‚Kathol. Missionen‘ einzusenden, einen neuen Beweis von der echten Toleranz unserer norwegischen Gesetzgebung.“ Es war nämlich ein Gesetzesentwurf eingebracht worden, der

die Leichenverbrennung gestattete. Die „Bischöfe“ der protestantischen Landeskirche hatten, um ihr Gutachten befragt, nichts dagegen einzumenden gehabt, worauf der Antrag mit ausdrücklichem Hinweis auf jene „bischöfliche“ Guttheißung in der ersten Kammer (Odelsthing) durchging.

Thatsächlich aber enthielt das Gesetz in seinen praktischen Folgerungen mehrere recht bedenkliche Eingriffe in die religiöse

Freiheit gläubiger Christen und kam in Widerspruch mit andern Gesetzesbestimmungen. Mgr. Fallize setzte dies in einem Schreiben an den Präsidenten des Storching ausführlich und in klarer, überzeugender Weise auseinander, und der Pfarrer der St. Olofskirche in Christiania, Herr Pastor Erik Wemp, überbrachte das Schriftstück, das sofort im Odelsthing vom Präsidenten verlesen wurde. Derselbe fügte die Bemerkung bei, daß das Odelsthing, nachdem es die betreffenden Artikel bereits in erster Lesung angenommen, für jetzt nichts anderes thun könne, als die Sache der zweiten Kammer (Lagthing) zu unterbreiten und dann bei einer zweiten Lesung dieselbe einer neuen Verathung zu unterziehen. Das endliche Resultat war, daß sowohl Lagthing als Odelsthing die beiden Anträge des hochwürdigsten Herrn einstimmig annahmen, indem ausdrücklich hervorgehoben wurde, daß man die Gewissen der Katholiken nicht beschweren wolle.

Schon wiederholt hat unser Oberhirte sich an die gesetzgebenden Factoren gewendet, wenn es galt, die Religionsfreiheit der Katholiken zu wahren, und noch jedesmal mit Erfolg. Diesmal haben sogar protestantische Blätter in ihren Spalten dafür gedankt, daß er die Sache der christlichen Gewissensfreiheit, selbst der Protestanten, in die Hand genommen, während die protestantischen „Bischöfe“ dieselbe leichten Kaufes opferten.

Japan.

Eine Fahrt von Sapporo nach Ottaru. Wir haben früher in „Eine Sommerfahrt durch Jesso“ (oben S. 97 ff.) den

Fortschritt der europäischen Cultur auf der japanischen Nordinsel eingehend geschildert. Der folgende Bericht des P. Ribaud über einen Ausflug nach Ottaru, die bedeutendste Hafenstadt der Insel außer Hakodate, mag dazu eine kleine Ergänzung bieten.

Der Bahnhof von Sapporo ist ein provisorischer Bau und

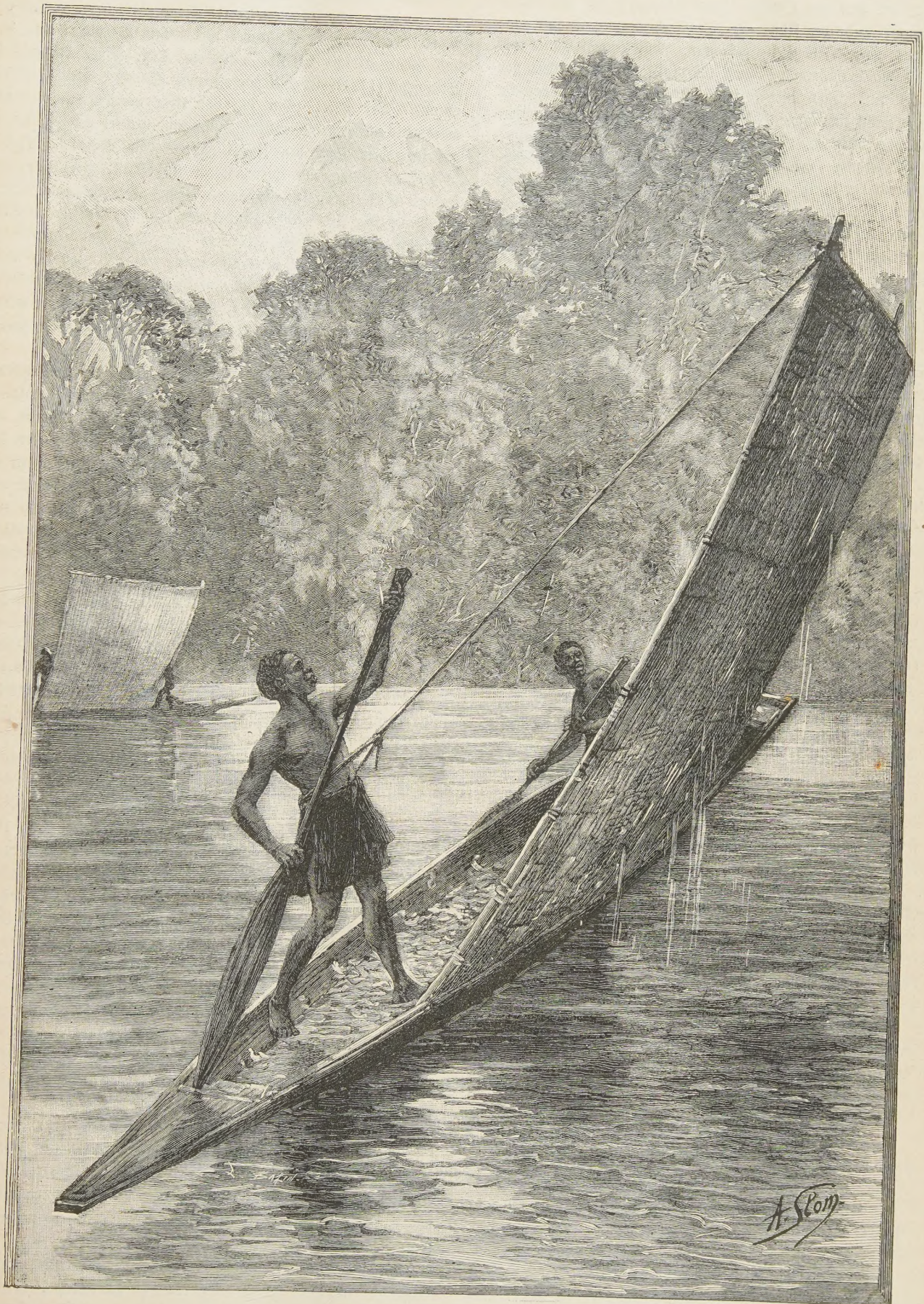
hat schon mehrmals seinen Platz gewechselt. Denn hier werden ganze Häuser nach amerikanischer Manier mit erstaunlicher Leichtigkeit von einem Orte zum andern fortgerückt. Eine große Menge Volkes, besonders Handelsreisende und reiche Kaufleute, warten auf den Zug, der um 4 Uhr nach Ottaru abgeht. Die Wartsäle sind ganz modern: Sophas mit Kissen, gepolsterte Lehnstühle, in der Mitte ein großer Lesetisch mit einer Unmasse von Tagesblättern und Zeitschriften. Selbst eine große protestantische Bibel liegt hier auf. An den Wänden hängen große, schöne Photographien mit den bekanntesten Landschaftsbildern von Jesso, Karten, Reclamen aller Art in den schreiendsten Farben. Neben dem Marmorkamin erhebt sich ein riesiger, solider Kohlenblock und erinnert uns an den Hauptreichtum der Kolonie. Fein gekleidete Herren und höhere Offiziere in schmucker Uniform stolziren auf und ab.



Der Häuptling Bessu und sein Gefolge. (Nach einer Photographie. — S. 271.)

10 Minuten vor 4 Uhr läuft der Zug ein. Die Lokomotive schnaubt und zischt, die Menge strömt ab und zu, die Zeichen ertönen, und der Zug geht ab. Sein Weg führt hier durch gut bebautes Land. Die Nähe der großen Städte erleichtert die Kolonisation und spornt den Landwirt durch die Aussicht auf den sichern Gewinn.

Von der linken Seite tritt die Fischerei-Kette näher und näher heran, von der rechten her blinkt der weite Bogenauschnitt des



Oceans, die Bai von Ottaru. Das Gebirge drängt die Bahnlinie immer mehr der Küste zu. Der Schienenweg ist fast ganz durch das harte Felsgestein gebrochen. Auf einmal macht der Zug eine starke Krümmung, und die große Hafenstadt liegt vor unsern Blicken. Das unbeschreibliche Getriebe und Gewoge im Bahnhof verräth uns sofort, daß wir an einem bedeutenden Handelscentrum uns befinden. Vor 30 Jahren war Ottaru ein armes kleines Fischerdorf. Heute ist es eine Stadt von 40 000 Einwohnern und hat durch rasche Einwanderung die Hauptstadt längst überflügelt. 1893 betrug die Hafenausfuhr 10 Millionen Francs, die Einfuhr das Doppelte. Wäre der Hafen geräumiger und besser geschützt, so würde Ottaru zweifellos selbst eine gefährliche Nebenbuhlerin Hafodates werden. Immerhin hat Ottaru als Hafenort der officiellen Hauptstadt und als der Hauptversandort der Kohlenschätze von Boronai und Nubari eine bedeutende Zukunft. Das fieberhafte Treiben am Bahnhofs setzt sich fort in den Straßen mit ihrer endlosen Reihe von Kaufläden, Buden, Magazinen aller Art. Schwere Lastwagen, Droschken, Karren drängen sich durch das ruheloze Menschengewimmel. Alles ist hier Handel, Kauf und Verkauf, Laden und Ausladen von morgens früh bis spät in die Nacht, wenn das elektrische Licht diese Straßenscenen beleuchtet. Und dasselbe Bild wiederholt sich auf dem aus gewaltigen Steinquadern aufgeführten Hafendamm und auf der blauen Fläche der Bai mit ihren unzähligen Schiffen und Masten.

Die europäische Tracht ist hier sehr verbreitet. Die Handelsdiener und Gehilfen, die Beamten, die bessern Bürger, reichen Kaufherren, alles hat die faltenreichen japanischen Kleider gegen den nüchternen europäischen Tuchrock mit Taschen vertauscht. Das ungezwungene, freie Benehmen, der selbstbewußte Blick, die ungenirte, fast herausfordernde Sicherheit zeigt, daß hier der amerikanische Yankee dem jungen Japan als Ideal vorschwebt. Dessen Motto: Time is money (Zeit ist Geld) verleiht auch der ganzen Stadt ihr Gepräge. Echt amerikanisch ist ebenfalls die Erscheinung, daß hier die Bahnschienen ganz offen und ohne Schutzranken, wie bei uns die Straßentrams mitten durch die menschenwimmelnden Straßen laufen.

Da dringen die Klänge einer Militärmusik die Straße herauf. Es sind die Zöglinge einer höhern Schule, die ähnlich einem Schweizer Schülerbataillon in militärischer Ordnung ausrücken, vorn die Musik, dann die größeren Schüler in Uniform, das Gewehr auf den Schultern, hintendrein die kleinen, am Schluß die nationale Fahne, rothe Kugel (Sonne) auf weißem Grunde. So erinnert jeder Schritt an die feltame Umwälzung, die sich hier auf der Nordinsel von Japan innerhalb zweier Jahrzehnte vollzogen hat.

Die katholische Mission hat in Ottaru auch bereits Fuß gefaßt. Freilich ist der Kiokwai, die kleine Priesterwohnung, nur ein schlichtes Häuschen in japanischem Stil, und es dürfte geraume Zeit vergehen, ehe das Christenthum in diesen modernen japanischen Städten zu Ansehen gelangt.

China.

Apostol. Vicariat Kiangnan. Prinz Heinrich von Preußen in der Niederlassung der französischen Jesuiten zu Zi-fa-wei. Wissenschaftliche Thätigkeit der Patres.

Wie unsere Leser wissen, ging vor einiger Zeit folgende Nachricht durch die Blätter:

Dem Privatbriefe eines deutschen Missionärs in China entnimmt die „Fr. St.“, daß Prinz Heinrich von Preußen, der

Bruder unseres Kaisers, während seines Aufenthaltes in Schanghai auch die etwa sechs Kilometer von dieser Stadt gelegene Jesuiten-Niederlassung in Zi-fa-wei mit seinem Besuche beehrt hat, und zwar erfolgte derselbe noch am Tage seiner Ankunft in Schanghai (17. April) und dauerte zwei Stunden von 5—7 Uhr abends. Der Prinz zeigte sich von einer gewinnenden Lebenswürdigkeit und war so entzückt von allem, was er gesehen, daß er am folgenden Tage den Jesuitenpatres seine Photographie in großem Format mit eigenhändiger Unterschrift „zur freundlichen Erinnerung“ zukommen ließ. Der bekannte Bischof von Anzer, der Apostolische Präfect der deutschen Mission in Süd-Schantung, der auf der Rückreise von Deutschland gerade zu jener Zeit in Schanghai verweilte, wurde vom Prinzen zur Tafel gezogen, und die Jesuitenpatres von Zi-fa-wei erfuhren aus seinem Munde, daß Prinz Heinrich in seinen Gesprächen immer wieder auf „die guten, vortrefflichen Jesuitenpatres“ zurückgekommen sei.

Diese Mittheilung wurde natürlich je nach dem Standpunkt der Blätter in verschiedenartigster Weise commentirt. Während die katholische Presse auf den auffallenden Gegensatz hinwies, den diese Lebenswürdigkeit des Prinzen im fernen China zur Behandlung der Jesuiten im eigenen Vaterlande bilde, ärgerten sich die protestantischen Pastorenblätter weidlich über die Sache, klagten, daß man „selbst am Hofe die steigenden Absichten und Einflüsse der römischen Welt, die wie eine Schlange den deutschen Laotöon zu umwinden suche“, so sehr unterschätze (Reichsbote Nr. 170, 8. Juli), und betonten, „die Jesuiten in China seien selbstverständlich etwas ganz anderes“. Man wolle „ohne weiteres concediren, daß die beste ältere Literatur über China — eine Zierde für jede China-Bibliothek, schon der interessanten Kupfer wegen — von den französischen Jesuiten stammt. Aber das kann noch kein Grund sein, die Jesuiten in Deutschland anders zu beurtheilen, als durch das Jesuitengesetz geschehen“ (Halle'sche Zeitg. Nr. 312, 7. Juli).

Hier möge zunächst aus einem Privatbriefe folgende kleine Ergänzung zum obigen Bericht folgen.

„Montag, den 18. April“, so schreibt der deutsche Missionär P. Konrad v. Bodman S. J. aus Zi-fa-wei den 21. April 1898, „besuchte uns Prinz Heinrich; er besichtigte Haus, Museen und besonders das Observatorium, wo er dem P. Froc für seine Broschüre über den Altis-Typhon herzlich dankte. Sie erinnern sich wohl, daß der ‚Altis‘ das vor einiger Zeit an der chinesischen Küste gesunkene deutsche Kriegsschiff ist. Durch Vermittlung des deutschen Admirals erhielten damals der Kaiser und Prinz Heinrich jeder ein Exemplar von P. Froc. Der Prinz zeigte sich stets höchst lebenswürdig und gemüthlich. — Am 20. April Besuch Bischof von Anzers, sehr kurz, er verreiste denselben Abend nach Tien-tsin. Unter anderem sagte er, daß er in Schanghai beim Essen neben Prinz Heinrich saß und daß derselbe höchst erfreut über seinen Besuch bei den ‚guten Jesuitenpatres‘ war.“

Da nun einmal die Aufmerksamkeit auf Zi-fa-wei hingelenkt ist, so dürfte es unsern Lesern gewiß willkommen sein, über diese großartige Anstalt, der auch Gyner in seinem Werke „China“ (Leipzig 1889) ein eigenes Kapitel (S. 75 ff.) weihet, und über die wissenschaftliche Thätigkeit der Patres Näheres zu erfahren (vgl. Jahrgang 1875, S. 210).

Welch wichtige Rolle die Gelehrsamkeit der alten Jesuitenmissionäre am Hofe von Peking, eines P. M. Ricci, P. A. Schall, Verbiest, Amiot, Espinhe, Rocha, Rögler u. a., spielte, ist bekannt.

Weniger bekannt dürfte sein, daß auch die heutigen Missionäre nach Kräften sich bemühen, in die Fußstapfen ihrer großen Vorgänger zu treten, obgleich ihnen die Sonne der kaiserlichen Gunst und Freundschaft nicht länger lächelt. Es zeigt unter anderem auch, welche tüchtigen Kräfte die katholische Kirche und ihre Orden in den Dienst ihrer Missionen stellen.

Mittelpunkt dieser wissenschaftlichen Thätigkeit ist die große, südwestlich von Schanghai gelegene Anstalt von Zi-fa-wei. „Von der Chinesenstadt Schanghai“, so schreibt Exner, „haben wir nicht mehr weit zu der berühmten Jesuiten-niederlassung Zi-fa-wei. Das Institut ist nicht nur eine bloße Lehranstalt, auch höhere Unterrichtsgegenstände, selbst Kunst und Wissenschaft im weitern Sinne werden hier gepflegt; es besitzt eine Bibliothek von reichlich 20 000 Bänden; darunter zahlreiche werthvolle chinesische Manuscripte. In Verbindung mit dem Collegium stehen ein werthvolles Museum, das rühmlichst bekannte Observatorium der Patres und die überaus segensreich wirkende Waisenanstalt, in welcher Kindern heidnischer Familien ein nützliches Handwerk gelehrt wird und sie im Christenthum unterwiesen werden.“

Etwa 200 m von der Südfront des Collegs liegt das Observatorium. Das Hauptgebäude ist 25 m lang. Im Erdgeschosse gelangt man zuerst in einen Empfangssaal, in dem der Meteorograph Secchi aufgestellt ist. Links ist die Bibliothek, die kostbare Sammlungen eingelaufener meteorologischer Beobachtungen und wissenschaftlicher Publicationen aus allen Enden der Welt enthält. Rechts sind zwei Arbeitszimmer für den Director und die Mitarbeiter. Auf dem Stockwerke, im Centrum des Gebäudes, belebt ein großes Uhrwerk die beiden Zifferblätter, die man von außen im Norden und Süden sieht. Daneben befindet sich der Einregistriirapparat einer alle Richtungsveränderungen der Winde anzeigenden Wetterfahne. Im selben Saale bemerkt man ein Teleskop und einen Theodoliten von Gambey u. s. w. 10 m von der Südfront dieses Gebäudes erhebt sich ein eleganter Thurm aus Holz von 33 m Höhe, der von einer 7 m hohen Säule aus Gußeisen überragt wird. Diese dient einem großen, zu London verfertigten Anemometer Beclley als Stütze. Die magnetische Abtheilung ist ein Oktogon, um das sich an vier Seiten kleine Cabinette anschließen. Im Mittelsaale befindet sich der große magnetische Apparat. Er wurde von Abie in London gebaut. Außer diesen Instrumenten zählt das Observatorium noch eine ganze Zahl anderer, dank der Freigebigkeit französischer Wohlthäter.

Den neuesten Nachrichten zufolge ist das alte Observatorium Anfang 1898 niedergelegt worden und wird jetzt durch einen größeren und zweckmäßigeren Neubau ersetzt, der auch für astronomische Beobachtungen eingerichtet ist. Gleichzeitig wird auch die Buchdruckerei auf höhern Fuß gesetzt, und an Stelle der bisherigen Handpressen trat seit Anfang 1898 eine Dampfpreffe.

Das Observatorium hat seine werthvollen Arbeiten und Beobachtungen regelmäßig herausgegeben und die Sammlung der Bulletins mensuels des observations magnétiques et météorologiques (1873—1893) umfaßte bereits 1893 eine stattliche Reihe von Bänden, drei in Octav mit zusammen über 600 Seiten und 34 Platten, und 16 in Quart mit circa 3500 Seiten und über 260 Platten. Daneben erschienen Jahr für Jahr werthvolle Monographien. So veröffentlichte P. M. Dechevrens S. J. theils in englischer, theils französischer Sprache sehr eingehende Studien über die Taifune der chinesischen Meere, Beobachtungen über das Zodiakallicht, über die Inclination der Winde, beobachtet mit Hilfe

einer neu erfundenen Windwage, über Cyclone, endlich die Ergebnisse langjähriger Beobachtungen der erdmagnetischen Erscheinungen u. und praktische Anweisungen für meteorologische und erdphysikalische Beobachtungen und die Anwendung der betreffenden Instrumente, im ganzen zwischen 1877—1887 nicht weniger als 22 Schriften. Bereits im Jahrgang 1880 Seite 132 brachten wir das rühmende Zeugniß, welches der französische Meteorologe Faye den bahnbrechenden und für die Schifffahrt in den gefährlichen Gewässern Ostasiens so überaus wichtigen Arbeiten und Entdeckungen des P. Dechevrens ausstellte. Er wurde Vorsitzender der „Gesellschaft der Kapitäne zur Verbesserung der Schifffahrt“ in Schanghai. Sämtliche meteorologische Beobachtungen längs der chinesischen Küste wurden nach Zi-fa-wei gemeldet, hier von P. Dechevrens analysirt und die Prognosen durch das Kabel an die japanischen Häfen weitergegeben. 1888 standen nicht weniger als 44 Stationen, darunter die bedeutendsten Leuchttürme Japans und das kaiserliche Zollamt von Pachtai (Süd-China) im Verkehr mit dem Observatorium von Zi-fa-wei. P. Dechevrens ist auch der Erfinder eines Anemometers (Windmessers), der auf allen Wetterstationen Frankreichs und seiner Kolonien eingeführt wurde.

Nach P. Dechevrens' Rücktritt traten P. Stanisł. Chevallier S. J. und der Holländer P. Louis Froc S. J. in seine Fußstapfen, führten die Bulletins und seine Beobachtungen fort und veröffentlichten gleichfalls eine Reihe wichtiger Monographien in englischer und französischer Sprache. Erwähnt seien nur die Studien über die Taifune von 1892, die Gewitterstürme in Kiangnan von 1892, über die Winterstürme an der chinesischen Küste 1895 von P. Chevallier und die Abhandlung P. Frocs über den Mits-Taifun (22.—23. Juli 1896). P. Chevallier ist Präsident, und P. Froc Mitglied der meteorologischen Gesellschaft von Schanghai. Beide stehen in reger Correspondenz mit zahlreichen Gelehrten in Europa, Asien und Amerika und tauschen gegenseitig ihre Publicationen aus. Seeleute, Residenten und Mandarinne wenden sich regelmäßig an das Observatorium um Auskunft und Rathschläge. Erst kürzlich noch unternahm P. Chevallier eine officielle Inspectionsreise zu den verschiedenen Wetterstationen des Yang-tse-kiang. Doch wir müssen uns kurz fassen, um zu den andern Fachwissenschaften zu kommen.

Auf naturgeschichtlichem Gebiete wirkten besonders die P. Peter Henke und P. C. Rathouis, von denen namentlich der erstere eine reich illustrierte Schrift über die Flußmuscheln der Provinz Nanjing und Central-Chinas, sowie eine Reihe Monographien über die chinesische Kippenschildkröte (Trionyx), die Erdmollusken im Thal des Blauen Flusses, die Wiederkauer von Ost-Asien, die Hirscharten der Philippinen und von Indo-China, drei odontologische Studien u. ä. herausgab. Die gesammelten Schriften der beiden Naturforscher: Mémoires concernant l'Histoire naturelle de l'Empire Chinois, sind in zwei Quartbänden erschienen.

Eine besonders rege Thätigkeit entwickelten die Patres auf dem Gebiet der chinesischen Literatur. Hier ist vor allem zu nennen das großartige, preisgekrönte Werk des P. Angelus Bottoni S. J., *Cursus litteraturae Sinicae neo-missionarii accommodatus*, 5 Bände in Groß-Octav mit zusammen 3901 Seiten, eine Leistung, die nach dem Urtheil eines Sachkenners „bestimmt ist, einen der ersten Plätze unter den sinologischen Publicationen dieses Jahrhunderts einzunehmen“. Schon den ersten 1879 erschienenen Band begrüßte der bekannte Oxford-Sinologe James Legge als eine Arbeit, in welcher die Gelehrsamkeit der alten Missionäre von

neuem aufgelebt sei. Dem Werke ist denn auch der französische Preis Stanislaus Julien zuerkannt worden. Vom ersten Bande, der das Gebiet der gewöhnlichen Umgangssprache enthält, gab P. Charles de Buffé eine französische Uebersetzung heraus. „Ein unschätzbares Hilfsmittel für das Studium des Hochchinesischen ist der Wegweiser der Mandarinsprache, *La Boussole du langage mandarin, traduite et annotée par le P. Henri Boucher S. J., missionnaire au Kiang-nan.* 2 Bände in 8°. 2. Ausg. 1893. Es ist die vorzügliche Bearbeitung eines von dem Japaner Keita Goh verfaßten Werkes. Durch seinen Reichtum an chinesischen Texten übertrifft es das von dem Berliner Seminar für orientalische Sprachen herausgegebene Praktische

Wörterbuch der nordchinesischen Umgangssprache um das Dreifache.“ Die französische Akademie der Inschriften bestimmte 1889 dem Pater einen Preis von 1000 Fr.

Eine andere bedeutende Publication der Missionäre bilden die seit mehreren Jahren erscheinenden *Variétés sinologiques*, von denen bis jetzt 12 starke Hefte erschienen sind. Sein Urtheil über die erste Nummer: „Die Insel Tsong-ming“ von P. H. Havret S. J., faßt ein berufener Kritiker, der englische protestantische Ex-Consul H. E. Parker in der *China Review* in den Satz zusammen: „Das Ganze bildet eine unschätzbare Bereicherung unserer exacten Kenntnisse über China.“ Ueber die zweite Nummer: „Die Provinz von Ngan-Hoet“ von demselben Verfasser, äußert sich derselbe



Die Anfänge der Mission von der heiligen Familie am Uhanghi. (S. 271.)

Recensent: „In ihr besitzen wir die sorgfältigste und detaillirteste Studie, welche überhaupt der europäischen Gelehrtenwelt über eine einzelne Provinz gegeben worden ist. . . . Wenn diese schätzenswerthe Monographie nur die Vorläuferin anderer Studien in derselben Richtung sein soll, und wenn im Laufe der Zeit die 20 Provinzen die gleiche Darstellung finden, so darf sich die Sinologie Glück wünschen. Alle Werke, welche aus der Jesuitenmission von Schanghai (Kiangnan) hervorgegangen sind, besitzen einen hohen Werth, und wir sind sicher, daß jene Beiträge zur Kenntniß Chinas überall dem wärmsten Interesse begegnen werden.“ In der That sind die folgenden Publicationen an Werth nicht zurückgeblieben. 1893 erschien die interessante Studie P. L. Gaillardet S. J. „Kreuz und Swastika in China“ (282 Seiten und über 200 Abbildungen) mit wichtigen Beiträgen zur Ikonographie des Kreuzes

und die ersten Anfänge des Christenthums in China, 1894 eine Monographie über den „Kaiserkanal“ von P. D. Gandar S. J. (75 Seiten mit 19 Karten und Plänen), welche die Geschichte dieser gigantischen 2000 km langen künstlichen Wasserstraße, einer der Hauptverkehrsadern des Mittelreiches in seinen verschiedenen Phasen bis in die älteste Zeit, über 1000 Jahre v. Chr. zurückverfolgt. Im selben Jahre 1894 gab der chinesische Jesuit P. Stephan Zi (Siu) eine genaue Studie über die viel behandelte, aber selten richtig dargestellte „Praxis der literarischen Prüfungen in China“ heraus (278 Seiten mit Karten und Plänen). „Das Werk“, so schreibt Parker, „bildet die vollständigste Studie über den Gegenstand und wird für immer die Hauptquelle sein, die über das chinesische Unterrichtswesen in einer europäischen Sprache erschienen ist.“ Ähnliche Anerkennung verdient sich die übrigen Arbeiten, die

wir kurz aufzählen wollen: „Tschu Hi, seine Lehre und sein Einfluß“ von P. St. Le Gall S. J. (134 Seiten. 1894), eine Monographie über den berühmten chinesischen Philosophen des Materialismus; „Die christliche Stele von Si-ngan-su“ von P. H. Havret S. J., eine Studie über das 1625 entdeckte Denkmal des Christenthums in China aus dem 7.—8. Jahrhundert. Der erste Theil enthält eine genaue durch photolithographische und phototypische Abbildungen unterstützte Beschreibung und Fixirung des Textes, der zweite wird die Geschichte des Denkmals enthalten. Gleichfalls zweitheilig ist das Werk des P. E. Petillon S. J., „Allusions littéraires“ (1. Thl. 1895, 255 Seiten), ein wichtiger Beitrag zur chinesischen Sprachkunde.

Von den letzten Nummern seien kurz erwähnt: 10. Geschichte des Königreichs U von P. Albert Tschupe S. J., einem Deutschen; 11. eine Studie über die chinesischen Eigenthumsverhältnisse von dem chinesischen Weltpriester P. Peter Hoang, eine Bearbeitung des lateinischen Originals von P. Bastard S. J.; endlich 12. die Fortsetzung der Monographie über die Stele von Si-ngan-su. „Keiner von uns“, so schließt der schon genannte Protestant H. E. Parker seine Besprechung der Variétés in der englischen Zeitschrift Academy (5. September 1896), „kann in der chinesischen Literatur vieles thun, ohne bei jedem Schritt seine Verpflichtung gegen die guten Jesuiten auszudrücken, die im Augenblick auf ihrem Observatorium von Zi-fa-wei immer noch tüchtig



Provisorische Wohnung der Missionäre vom Heiligen Geist zu St. Louis am Ubanghi. (Nach einer Photographie. — S. 271.)

voranarbeiten, wobei nur wenige Wissenszweige ihrer Beachtung entgehen.“

Nicht vergessen dürfen wir schließlich — abgesehen von zahlreichen kleinern literarischen Erzeugnissen und der Herausgabe einer chinesischen Zeitung und religiösen Zeitschrift — die werthvollen kartographischen Arbeiten, die theils als Beilage zu den genannten Werken, theils selbständig erschienen. Wir nennen von letzteren die „Karte Chinas zur Zeit des Tsch'oen-t'f'ieou“ (Chronik des Confucius 722—481 v. Chr.) von den PP. J. Lorando und J. B. P'e S. J. (1 m Br., 0,83 m H.). Sie soll das Studium des Tsch'oen-t'f'ieou erleichtern. Die alten Namen sind in Roth, die modernen in Schwarz; sodann die „Generalkarte von China“ von P. St. Chevallier S. J. (1894. 1 m Br., 0,73 m H.) mit Angabe sämtlicher Präfecturen und Sub-Präfecturen. Ueber die die

geographischen Arbeiten P. Havrets begleitenden Karten äußert sich der oben genannte Parker: „Zwei ganz vorzügliche Karten sind der Arbeit beigegeben; die eine bietet ein Bild der ganzen Provinz und ist von geradezu unschätzbarem Werthe für den Reisenden; die andere ist eine vollständige Karte jener Theile des Yang-tse-Kiang, welche durch Ngan-Hoei fließen.“

Endlich ist noch zu erwähnen, daß auch einige Schüler der Patres, namentlich der Weltpriester Herr Hoang (s. oben), eine Reihe werthvoller Arbeiten veröffentlicht haben. Das Gesagte dürfte genügen, um das von dem übrigens sehr wohlwollenden Freiherrn von Richthofen in seinem klassischen Werke über China ausgesprochene Bedauern, daß im gegenwärtigen Jahrhundert die katholischen Missionäre Chinas, ungleich ihren berühmten Vorgängern im 17. und 18. Jahrhundert, die wissenschaftliche Thätig-

zeit fast gänzlich eingestellt hätten, ins richtige Licht zu setzen. Und dazu arbeiten die heutigen Missionäre ohne staatliche Förderung und Unterstützung.

Apokstol. Vicariat Nord-Schantung. Befehrungen. Der Franziskanermisionär P. Joseph Maria Vila meldet aus seinem Missionsdistrict Dun-can-fu, dessen Seelsorge er mit einem einheimischen Priester theilt, einen guten Fortgang des Befehrungswerkes. Trotz der Verfolgungen im Vorjahr segne Gott sichtlich ihre Bemühungen. Außer zahlreichen Tausen sterbender Kinder hatten die beiden Missionäre in Jahresfrist über 500 Befehrungen zu verzeichnen; 125 wurden nach sorgfältigem Unterricht getauft. Die größere Zahl dieser Befehrten gehörte zur Situado-Secte, deren Mitglieder über die Unsterblichkeit der Seele und die ewige Vergeltung ziemlich richtige Vorstellungen besitzen. Sie geben durchweg recht gute, standhafte Katholiken ab.

Dank den Bemühungen einer Frau wurde fast ein ganzes Dorf dieser Secte christlich. Dieselbe war durch die Unterredung mit einer Katechistin von der Wahrheit des christlichen Glaubens überzeugt worden und lernte eifrig den Katechismus. Als sie aber getauft werden sollte, widersezte sich ihr noch heidnischer Ehemann aus allen Kräften. Die Frau fuhr trotz aller Unbilden und Mißhandlungen fort, sich weiter zu unterrichten und zu beten. Da starb der Mann. Beim Begräbniß weigerte sich die Katechumenin, die abergläubischen Gebräuche mitzumachen. Es gelang ihr, durch ihre Gespräche mehrere Frauen für das Christenthum zu gewinnen. Sie wandte sich nun an den Missionär mit der Bitte, ihnen eine Schwester vom dritten Orden zu schicken. Der Pater ging zuerst selbst hin, um sich von der Aufrichtigkeit der Befehrung zu überzeugen. Die Frauen empfingen ihn nach Art bereits getaufter Christinnen mit dem Kotoo, d. h. mit tiefer Verbeugung bis zum Boden. Die Schwester kam, vollendete den Unterricht, so daß ihre eifrigen Schülerinnen bereits nach vier Monaten getauft werden konnten. Es dauerte nun nicht lange, so folgten auch die Männer dem Beispiel der Frauen, und so ist fast das ganze Dorf christlich geworden.

Philippinen.

Ermordung spanischer Mönche durch die Aufständischen. Wie wir früher (S. Jahrg. 1897, S. 173 ff.) gezeigt, ging der Aufstand auf den Philippinen, soweit er nicht von Japan und Amerika aus geschürt wurde, namentlich von dem Geheimbund des Katipunan aus, der zugleich mit dem politischen auch den religiösen Umsturz auf seine Fahne geschrieben hat. Es ist daher nicht zu verwundern, daß sich die Wuth der Aufständischen namentlich auch gegen die spanischen Mönche kehrte, die eine Hauptstütze der spanischen Herrschaft bildeten. Die Zahl der ermordeten Priester und Mönche muß bedeutend sein. Wir bringen in folgendem einen Brief, den Las Misiones Catolicas von Barcelona im Juniheft veröffentlichten, und der uns ein Einzelbild aus den bedauernswerthen Vorgängen des letzten halben Jahres vorführt.

Es fanden aufrührerische Bewegungen statt in den Provinzen Capris, Zambales, Pangasinan, Tarlac, Pampagna und Cebu. In allen diesen sind Mönche ermordet worden. „In Candan (Süd-Mocos)“, so lautet der Bericht, „erhob sich unter Führung des Bezirkshauptmannes und des Pfarrcoadjutors die ganze Bevölkerung in Waffen gegen die spanische Herrschaft. Die Bürgerwachen wurden entwaffnet, die Familie des Postencommandanten geplündert und er selbst schwer verwundet. Der Cura (Pfarrer)

P. Rafael Medondo und zwei Missionäre, die ihn begleiteten, fielen, von zahlreichen Dolchstichen durchbohrt. Als man den District zur Rechenenschaft zog, fand sich, daß der Aufstand von einer weitverbreiteten Verschwörung ausging, die unter der Leitung eines gewissen Giurnalba die beiden Mocos-Provinzen zum Aufstand bringen wollte. Der Pfarrer von Malolos war gleichfalls ermordet, derjenige von Santa Isabel ausgeplündert worden. Alle diese Priester und noch ein anderer, der, bereits gefesselt, dasselbe Schicksal wie die von Candan erleiden sollte, aber wie durch ein Wunder entkam, waren Augustinermönche. In Zambales kamen sieben Mönche durch die Hände der aufständischen Eingeborenen um. Dieselben hatten sich des Hauptortes bemächtigt und sich mit grimmiger Wuth auf Bolinao, den Ausgangspunkt des Rabels von Hongkong, geworfen.

„P. Moises Santos, der ein ebenso braver Pfarrer als wackerer Verteidiger des Vaterlandes war, erhielt Mitte März die Anzeige, daß er im Laufe des April sterben müsse. Ende März mußte der Pater als Definitor seines Ordens nach Manila, wo er bis zum 30. März verblieb. Von einer Frau des Dorfes ging ihm die Warnung zu, in sein Pfarrhaus nicht zurückzukehren, weil man ihn ermorden wolle. Da er aber die Pfarrei persönlich an seinen Coadjutor übergeben mußte, reiste er am 31. März mit dem Morgenzug nach Malolos ab. Als er am selben Tage abends 6 Uhr nach der Station zurückkehrte, um den Nachtzug nach Manila zu nehmen, wurde er wenige Schritte von der Station mitten in dem Vorort Barasoain von drei Burschen angefallen. Während zwei die Pferde seines Wagens anhielten, durchbohrte der dritte den wehrlosen Priester mit Dolchstichen. Er erhielt eine Wunde am Kopfe, zwei in die Brust, die alle tödlich waren. Der Umstand, daß die Vorstadt völlig menschenleer war, läßt darauf schließen, daß die Leute um das blutige Vorhaben wußten und sich versteckt hielten. Die Stationsbeamten fanden den Schwerverwundeten, nicht im Stande, um Hilfe zu rufen, die ihm auch wohl niemand gebracht hätte. Er lebte noch eine Stunde und hätte noch die nöthigen Angaben machen können, verrieth aber mit keinem Worte die Mörder, die er zweifellos kannte. Die Leiche wurde nach Manila gebracht und feierlich bestatet.“ Der Bericht bestätigt dann noch, daß die Auführer überall die Abzeichen des Katipunan trugen, durch dessen Wühlarbeit die sonst so friedliche, aber leicht erregbare Landbevölkerung aufgehetzt worden war. Eines ist für jeden, der die thatsächlichen Verhältnisse auf den Philippinen kennt, gewiß: die eingeborene Bevölkerung wird sich eines Tages noch bittere Selbstvorwürfe machen, daß sie mit dazu beigetragen hat, der spanischen Herrschaft ein Ende zu bereiten.

Bororderindien.

Diocese Puna. Die Mission von Sangamner. „Mein neuer Gefährte, P. Kipp,“ so schreibt P. Otto Weishaupt S. J., „hielt auf Ostern seine erste Marathi-Predigt. Auf das Fest des hl. Joseph hörte er zum erstenmal Beicht. Jeden Tag gibt er den Kleinsten Katechese und liest mit ihnen Schusters Biblische Geschichte, die ins Marathi übersetzt ist und die bekannten Illustrationen hat. — Seit vier Wochen habe ich einen jungen Brahminen (20 Jahre alt) hier in Unterricht. Er ist aus Newla, einer Stadt 32 Meilen von hier. Sein Vater ist ziemlich reich, und er sowohl als die Brüder versuchten alles, den jungen Mann zu überreden, dem Heidenthum treu zu bleiben. Bis jetzt gelang es ihnen nicht. Gebe Gott, daß der junge Mann der Gnade treu bleibe und ein tüchtiges Werkzeug zur Befehrung der höhern Kasten

werde. Jeden Morgen hat er eine Stunde Religionsunterricht bei P. Kipp (in Englisch), abends eine Stunde bei mir (in Marathi); den Tag über lehrt er zum Theil in meiner Schule, zum Theil studirt er privatim Religion. Er hat manche gute Eigenschaften, so daß ich glaube, er wird mit der Zeit etwas Ordentliches werden. Aber ich halte ihn strenge, damit er nicht meine, er erweise durch seine Conversion mir einen Dienst. Beten Sie für den jungen Mann um die Gnade der Beharrlichkeit.

„Die Mission geht ruhig voran. Gottlob, wir haben keine besondern Schwierigkeiten. Wenn es nur gelingt, die Protestanten vollständig aus unserm Gebiete fernzuhalten, dann haben wir es auf die Dauer gewonnen. In diesem Jahre haben sie noch keinen Einfall in unser Gebiet gewagt, da sie letztes Jahr trotz der Hungersnoth so hübsch heimgeschickt wurden. Vor einigen Monaten traf ich auf einer Reise einen protestantischen Missionar, Mr. Brown, aus der S. P. G. (d. i. Gesellschaft für Ausbreitung des Evangeliums), die sich genau kleiden wie wir, zum Theil auch ‚Messe‘ lesen, ‚Beicht‘ hören und sich gegenseitig ‚Father‘ und ‚Priest‘ nennen und sich den Titel ‚katholisch‘ beilegen. Er fragte mich über meine Sangamner-Mission unter anderem: ‚Sind die Leute dort auch so bettelhaft und unverschämt gegen die Missionäre wie anderswo?‘ Ich antwortete: ‚Nein, sie sind weder Bettler noch unverschämt. Ich werde fast auf den Händen getragen.‘ — ‚Woher kommt denn dies?‘ — ‚Weil noch keine protestantischen Missionäre sich dort niedergelassen haben mit Säcken voll Geld und Wagen voll Kleider; darum kommt es keinem in den Sinn, zu betteln und unverschämt zu sein.‘ Jetzt machte er ein Gesicht, das hätten Sie sehen sollen, wie ein begossener Pudel. Er hatte gar nicht den Muth, mir in die Augen zu schauen. Ich sah gar keine Veranlassung, mit dem Herrn sanfter zu Werke zu gehen, da er gegen die katholischen Missionäre sehr feindselig ist und den Patres in Wallan überall zu schaden sucht. Er hatte auch in der Hungersnoth Agenten in meine Dörfer geschickt, wie Sie in den „Rath. Missionen“ (Jahrg. 1897, Aprilheft S. 160) finden werden, um meine Katholiken zu verkehren. — Beten Sie und andere häufig für den glücklichen Fortgang unserer Arbeiten und die Beharrlichkeit unserer Christen.

Erzdiocese Madras. Eine heidnische Proceßion. Empfang der Missionäre in einer Christengemeinde. Seit dem Jahre 1875 entfalten die St. Josephs-Missionäre von Mill Hill eine gesegnete Thätigkeit im Südosten von Vorderindien in der jetzigen Erzdiocese von Madras (vgl. Jahrg. 1876, S. 127; 1879, S. 84; 1890, S. 86). Von den 7 Millionen Einwohnern dieses großen und wichtigen Missionsdistrictes sind 44 000 Katholiken, die großentheils zerstreut unter den Heiden leben, so daß ein Missionär allein bisweilen 40—50 kleinere oder größere Ortschaften zu versorgen hat, und zwar unter den Schwierigkeiten eines echt tropischen Klimas. Aber die große Liebe und Anhänglichkeit der Neubekehrten entschädigt das Waterherz des Missionärs für die zahllosen andern Unannehmlichkeiten. 16 Missionäre dieser Genossenschaft arbeiten jetzt in der Erzdiocese, darunter der Weihbischof Mgr. Theophil Mayer und mehrere andere deutsche Patres. Nach dem letzten Jahresbericht versahen die Patres 12 Missionsstationen mit zahlreichen Außenposten, taufte 238 Erwachsene, 844 Kinder, spendeten 44 695 heilige Communionen und zählten 1373 Kinder in ihren Schulen. Hören wir nun, wie einer der Missionäre seine Eindrücke von einer Rundreise durch das Telugu-Missionsgebiet schildert.

Sein vorläufiges Ziel war die Christengemeinde von Phirangipur (Pheringhipuram). In der Stadt Gutoor, der letzten Haltestation, war er abends Zeuge einer heidnischen Götzenproceßion. Die Scene erinnerte ihn lebhaft an die berühmte Stelle in Dantes Inferno (Cant. III, v. 22—30), wo der Dichter am Hölleneingang den ersten Eindruck des Qualenortes schildert:

„Geseufz‘ und Weinen hier und dumpfes Heulen
Erklangen durch den sternlosen Luftkreis,
So daß im Anfang drob ich weinen mußte.
Gemisch von Sprachen, schauervolle Reden,
Des Schmerzes Worte und des Jorns Laute,
Und Stimmen tief und rau, mit Händeklappen,
Erregten ein Getümmel hier, das immer
In diesen endlos schwarzen Lüften kreiset,
Dem Sande gleich, wenn Wirbelwinde wehen.“

„Tausende von wild aufgeregten Menschen folgten in dichten Massen einem plumpen Riesenwagen, der eine 12—16 m hohe Pagode darstellte. Er war von dem unheimlichen Feuerglänze wie durchglüht und umwallt von dicken, qualmennden Rauchsäulen. Von den Stufen der Pyramide glockten eine Menge von Götzenbildern herab, und in der Mitte ragte unter einem Baldachin die Hauptgottheit hervor, zu deren Ehre der Festzug veranstaltet wurde. Zwei halbnackte Brahmanen standen zu beiden Seiten, das Gesicht dem häßlichen Götzen zugewendet. Der blendende Schein ungeheurer Fackeln, der ihre bemalte, dunkle Haut grell beleuchtete, gab ihnen das Aussehen leibhaftiger Teufel. Das tobende Lärmen der Menge, die zu den Götzen schrie, die Hunderte von Bogavandlu oder tanzenden Nautsch-Mädchen, die in seltsam convulsivischen Bewegungen ihre Köpfe verdrehten und dazu zum Klang von Klarinetten, Hörnern und Hunderten von Cymbeln und Trommeln aller Art sangen, das unaufhörliche Krachen und Knallen der Feuerwerke, der rothe Schein des bengalischen Lichtes, der diese wogende Menge beleuchtete, bot ein so unheimlich wildes Bild, daß ich mich fragte, ob ich mich nicht in einer der ‚Volgen‘ von Dantes Inferno befinde. Erleichtert athmeten wir wieder auf, als wir Tags darauf die Stadt hinter uns hatten und in Pheringhipuram, dem vorläufigen Ziel unserer Bestimmung, anlangten. Hier bot sich unsern Augen ein völlig verschiedenes Schauspiel dar, das uns ebenso überraschte als erquickte. Der Missionär, der diese wichtige Station leitet, hatte uns nämlich einen feierlichen Empfang vorbereitet. Als wir uns dem Dorfe näherten, wurde unsere Aufmerksamkeit zuerst auf eine einheimische Musikbande mit Klarinetten und den unvermeidlichen Tam-tams und eine große Volksmenge gelenkt. Voran ging eine wohlgeordnete Proceßion von Kindern mit Fähnlein in den Händen, der Priester und ein weißgekleideter Knabe an der Spitze. Diese schön gebauten Telugu-Christen in ihren schneeweißen Gewändern und hellrothen, goldgestickten Turbanen, die Frauen in ihren faltenreichen, grünen, gelben, rothen Umlegtüchern, den Rosenkranz und Skapulier am Halse hängend, all das bot ein recht malerisches Bild und erinnerte ganz an eine der bildlichen Darstellungen aus der Bibel.

„Sobald die Leute den ‚Swamiabaru‘ (Titel des Missionärs) erkannten, wurde der Klang der Musik übertönt von dem lauten Rufe der Christen: ‚Sarveswariki-Stotram‘, d. h. Ehre sei Gott! Es ist dies die Formel, mit welcher die Leute um den Segen des Priesters bitten. Wir erwiderten: ‚Asirvadam‘, d. h. Segne. Dies war das erste indische Wort, das wir zu Madras erlernt, und es wird fast in allen Dialecten in dieser Bedeutung gebraucht. Nun lösten sich die geordneten Proceßionsreihen einen Augenblick

auf, da alles, Männer, Frauen und Kinder, sich hinzudrängte, um den Saum unserer weißen Talare oder rothen Gürtel zu berühren oder uns die Füße zu küssen. Endlich erreichten wir die Missionskapelle. Dieselbe ist ärmlich, baufällig und natürlich viel zu eng, um die 3000 Gläubigen, die allsonntäglich sich zum Gottesdienst einfinden, aufzunehmen. P. Theodor Diekmann (gebürtig aus der Gemeinde Kirchhellen, Rgshzft. Münster, Westfalen), der gegenwärtige Obere der Mission, ist längst daran, die nöthigen Gelder zur Vollendung der neuen, schönen Kirche zu sammeln, deren Grundstein schon vor mehr denn zehn Jahren gelegt wurde. Als wir das Chor des Kirchleins betraten, stimmte der Katechist — eine wichtige Persönlichkeit in jeder Missionsstation —

das Hrupadaya-paniki-mantum, d. h. das Salve Regina, an, ein schöner Gebrauch, so oft der Missionär bei seinem Besuche die Kirche betritt. Stühle oder Bänke gibt's hier nicht, solch ein Luxus ist in unsern indischen Missionskirchen unbekannt. Das Volk setzt sich auf den Boden oder läßt sich auf die Hacken nieder. Ihr Beten ist ganz eigenartig und ganz verschieden von unserer Weise. Es beginnt mit langgezogenen, klagenden, monotonen Noten, die allmählich anschwellend bis zur höchsten Stimmlage aufsteigen und dann wieder mehr und mehr abnehmend leise verklingen, um von neuem zu steigen. In dieser Weise werden alle Gebete verrichtet. Man kann sich den Eindruck denken, wenn so die Leute singen, die einen das Vaterunser, andere das Begrüßet



Ein Missionär und seine jungen Zöglinge am Ubanghi. (Nach einer Photographie. — S. 271.)

seist du, wieder andere den Glauben. Ich hatte große Mühe, mich daran zu gewöhnen, zumal während der Puja, heilige Messe. Wird der Segen mit dem allerheiligsten Sacrament gegeben oder hebt der Priester bei der Wandlung den heiligen Leib Christi empor, so bringen einen anfangs die mächtigen Ausbrüche ihrer Andacht ganz in Verwirrung. Sie strecken die Hände gegen die Monstranz hin aus, legen sie dann auf Kopf und Brust, als ob sie den Gnadenstrom, der vom Altar ausgeht, in sich aufnehmen wollten. Die Mütter halten ihre Kinderchen der heiligen Hostie entgegen, laute Seufzer und Anrufungen und der heiligste Name, 'Swami' oder 'Jesua' tönen mit erstaunlicher Inbrunst von allen Lippen.

„Selbst wenn sie ein Buch oder einen Brief für sich privatim lesen, thun sie es nicht, ohne die Worte laut herzusagen. Ich erinnere mich, wie einst, da ich in einem Buche las, mein 'Sisindu'

(Diener) zu mir kam und längere Zeit mich anstarrend vor mir stehen blieb. Ich las ruhig weiter. Endlich faßte er sich ein Herz und fragte schüchtern: 'Swami (Herr), was thust du?' — 'Ich lese.' — 'Nicht möglich, Swami, ich habe dich lang beobachtet und sah dich nie die Lippen bewegen.' Des Abends fand zu unserer Ehre eine Ceremonie statt, die uns ganz eigenthümlich anmuthete. Wir hatten uns in der Eingangshalle der Kapelle auf einen Teppich zu setzen. Zwölf Männer, die 'Peddalu', d. h. die angesehensten Leute der Gemeinde, traten vor uns hin. Sie bilden eine Art Kirchen- oder Gemeinderath, dessen Autorität alle Christen willig anerkennen. Diese treffliche Einrichtung findet sich in jedem christlichen Dorfe.

„Nach den üblichen Fußfäßen, dem Zeichen der Hochachtung, nahm der Obmann der Zwölfe einige Kränze von Blumen von

gewissen Knollengewächsen und legte sie uns um den Hals, während er uns eine angenehm duftende, kleine Limone in die Hand gab. Die übrigen besprengten unser Angesicht mit wohlriechendem Wasser. Hierauf boten sie uns einen Korb mit Bananen, Pamparamafas, einer Art riesiger Orangen, Palmsaftzucker und ähnlichen Erfrischungen an. Nach dieser Ceremonie löste der Obmann das Bändchen von einem Bunde zierlich geschnittener Palmlblätter, auf welchen die Bewillkommensadresse geschrieben stand.

„Die Buchstaben werden auf diese dicken Blätter mit der scharfen Spitze eines eisernen Griffels eingeritzt, was ebenso rasch geht als unser Schreiben. Dann streut man eine schwarze Pulvermasse darüber, welche in die Ritzen eindringt, ohne die glatte Ober-

fläche der Blätter zu beschmutzen. Die Adresse begann: Satia satyuruvululaina-mahā-rajaguruvululaina-mahā-rajavuschululaina-mahā raja schri. Wir wurden hiermit als ‚Große Herren Priester, ehrwürdige Büsser, Könige‘ betitelt. Diesen Ehrentiteln folgten noch andere im selben echt orientalischen Stil. Man verglich unsere Augen mit den Sternen, unsere Füße mit den Lotosblumen des Sees. Nachdem sie ihre große Freude über unsere Ankunft ausgedrückt, schlossen sie damit, uns um die Fülle des Segens für die Mission zu bitten. Nun folgte der Colatam-Tanz, aufgeführt durch einige junge Leute aus der Weberfaste (Salewandlu). Sie stellten sich in einen Kreis, den Tanzdirigenten in der Mitte. Jeder hielt in seinen Händen zwei mit Schellen behangene Stöcke.



Auf der Fahrt nach dem Ober-Ubanghi. (S. 271.)

Auf ein gegebenes Zeichen begannen sie erst langsam die Stöcke gegeneinander und gegen die ihrer Gefährten zu schlagen, während sie sich, stets genauen Takt haltend, schneller und schneller im Kreise bewegten und heilige Hymnen sangen. Sie kreuzten einander, drehten sich im Kreise rund, alles mit solcher genauen Präcision, daß der Eindruck ebenso wirkungsvoll als angenehm ist. Andere Spiele folgten. Endlich durften wir uns zurückziehen, ermüdet, aber sehr befriedigt über unsere ersten Eindrücke von der Telugu-Mission.“

Südamerika.

Apostol. Praefectur Süd-Patagonien. Die Mission des Feuerlandes. Seit mehreren Jahren bereist Mgr. Terrien als Delegat des Vereins der Glaubensverbreitung die Länder Südamerikas, um überall an Ort und Stelle die Missionsverhältnisse

zu studiren und die Sache des Vereins zu fördern. Auf seiner letzten Fahrt um die Südspitze des Continents besuchte er auch die von den italienischen Salesianern Dom Boscos geleitete Feuerlands-Mission. Wir entnehmen seinem ausführlichen Berichte folgendes.

Der größte Theil des Feuerlandes gehört zu Chile, nur der östliche Theil der eigentlichen Feuerlandsinsel ist argentinisch. Die Grenzstreitigkeiten beider Staaten haben auch hier wiederholt nahezu den Krieg heraufbeschworen. Der chilenische Antheil dieser früher ganz vernachlässigten Striche entwickelt sich sehr günstig.

1. Hauptstadt ist Punta Arenas mit rund 10 000 Einwohnern. Hier residirt auch der Apostol. Praefect, Mgr. Fagnano, „das Urbild eines eifrigen, thatkräftigen Missionärs, der sowohl bei Eingeborenen wie Kolonisten in hoher Achtung steht und dessen große Verdienste einstimmig anerkannt werden“. Das Missions-

personal besteht aus 6 Priestern, 2 Molythen und 6 Laienbrüdern. Sie leiten ein kleines Colleg mit über 100 Externen und 30 Internen. Die große und prächtige Kirche, von den Missionären selbst erbaut, wurde letzten September eingeweiht und wird als Kathedrale dienen. Die Mission, 1886/87 gegründet, besitzt hier auch ein meteorologisches Observatorium, das sich sehr nützlich erweist. Jedes Jahr gehen zwei Patres während zwei Monaten ins Innere des Landes bis nach Santa Cruz und Puerto Defeado und halten Wandermissionen ab mit recht erfreulichem Erfolge.

Außer den Patres wirken in Punta Arenas auch 12 Schwestern U. L. Frau von der Hilfe. Sie leiten ein Mädchenpensionat mit 30 Internen und 80 Externen. Jeden Sonntag finden sich außerdem bei den Schwestern 200, bei den Patres wenigstens 150 Kinder zur Christenlehre ein. In beiden Anstalten sind Werkschulen, wo die Knaben verschiedene Handwerke, die Mädchen Nähen und andere weibliche Handarbeiten lernen.

2. Die nächste Missionsstation befindet sich auf der in der Magellanstraße gelegenen Dawson-Insel. Sie wurde 1889 gegründet, um die hier ansässigen Malalufe- und Onas-Indianer zu civilisiren. 3 Priester, 2 Cleriker und 10 Brüder haben hier die Seelsorge und Aufsicht über 450 Indianer, die bereits aus dem wilden Zustand zur Ansiedelung gebracht wurden. Für die Kinder besteht eine Schule; die Erwachsenen sammeln sich nach gethaner Feldarbeit zum religiösen Unterricht. Alle haben ihre Beschäftigung; die einen hüten die Herden, die andern schlagen Holz u. s. w. Acht Schwestern nehmen sich der Frauen und Mädchen an. Die Insel wurde den Salesianern von der chilenischen Regierung auf 20 Jahre überlassen. Bereits stehen hier 50 Indianerwohnungen, eine Kirche, ein Spital, ein Friedhof und mehrere Schulen. Die Mission besitzt ein Segelschiff, das den regelmäßigen Verkehr mit Punta Arenas vermittelt. Die Gründungs- und Unterhaltungskosten sind sehr bedeutend, indes hofft Mgr. Fagnano doch mit dem Ertrag der unter die Hacke genommenen Felder nach einigen Jahren seine Schulden abzutragen.

3. Die Mission von Port Stanley auf den britischen Maluinen oder Falkland-Inseln wurde 1888 gegründet und ist mit zwei Priestern und einem Laienbruder besetzt. Die Schule zählt an die 60 Kinder; 40 andere kommen Sonntags regelmäßig zur Christenlehre. Im übrigen ist der größte Theil der Inselbevölkerung protestantisch und hat einen eigenen „Bischof“. Mgr. Fagnano würde sehr gern die dortige Missionskapelle erweitern oder eine neue bauen.

4. Die Mission von Rio Grande oder Candelaria, 1893 gegründet, liegt an der Ostküste der Feuerland-Insel und hat zum Hauptzweck die Civilisation der Onas-Indianer (vgl. Augustheft S. 262). 2 Patres und Brüder und 5 Schwestern von U. L. Frau von der Hilfe theilen sich hier in die Arbeit.

Dies sind die bisher besetzten Hauptpunkte des Feuerlandes. Eine Vermehrung der Stationen wäre dringend geboten; aber schon jetzt reichen Personal und Mittel kaum aus. Was in so kurzer Zeit hier geleistet wurde, bildet ein glänzendes Zeugniß für die Energie und das praktische Geschick der Söhne Dom Boscos.

Mgr. Terrien spricht mit Begeisterung von der großartigen wilden Schönheit dieses von zahlreichen Meeresarmen rings umfassenen Inselgewirres mit seinen Gletschern und kühnen Felsentuppen. „O Feuerland,“ so ruft er aus, „wie bist du so schön, so bewunderungswürdig! Deine bewaldeten Bergflanken, deine Schneefirnen, deine in tausend Farben schimmernden Gletscher, deine schäumenden Wasserfälle, alles ist herrlich!“ Ja der weit-

gereifte Mann gibt diesem vom tausendjährigen Wogeneschlag gebildeten Labyrinth von Inseln und Fjorden sogar die Palme vor allen Landen, die er besucht. „Ich kann mir denken, daß diese Schilderung manchen Leser in nicht gelindes Erstaunen setzen wird; denn ich weiß, daß bei vielen der Name Feuerland die Vorstellung trostloser Dede und eines unwirklichen Sibiriens weckt. Nichts unrichtiger als dies. Im Gegentheil, das Feuerland reißt überall den Reisenden zur Begeisterung hin und entlockt ihm Ausrufe der Bewunderung und des Staunens.“ Nun freilich, es ist etwas anderes, zur schönsten Jahreszeit auf bequem eingerichtetem Dampfer hier durchzureisen, etwas anderes, als Missionär hier jahraus jahrein mit schmaler Kost und harter Arbeit auszuhalten und die furchtbaren Winterstürme und die Launen des hier so gefährlichen, tödtlichen Meeres über sich ergehen zu lassen. Der hochw. Herr selbst machte auf seiner Weiterfahrt mit den hier so häufigen Stürmen unliebsame Bekanntschaft. Bei Umschiffung des klippenreichen Kap Horn sagte ihm der Kapitän, daß allein im Vorjahr 500 Schiffbrüchige gerettet worden seien. Die Regierung unterhält zu diesem Zwecke auf der zu Argentinien gehörigen Staateninsel ein eigens dazu bestimmtes Rettungspersonal. Diese wilde, öde Insel dient gleichzeitig als Deportationsort für Verbrecher. Diese werden mit Holzschlägen beschäftigt und gut gehalten. Der Dampfer, mit welchem Mgr. Terrien fuhr, brachte gerade wieder ein Duzend neuer Sträflinge her. Als man den Hafen der Staateninsel verlassen wollte, zwang ein heftiger Sturm zur Rückkehr. Doch lassen wir Mgr. Terrien erzählen. Es ist ein echtes Witterungsbild aus diesem „schönen“ Südländ, das er entwirft. „Das Meer war in grimmiger Wuth, und die Wogen gingen so gewaltig, daß wir in der Cook-Bai uns gegen den Sturm bergen mußten. Die Offiziere vertrieben sich die Zeit mit der Jagd auf Rüsseltrobben, die in diesen Strichen sehr häufig sind, und brachten reiche Beute heim. Der Tag verging ruhig; abends war die Witterung schön; zahlreiche Robben tummelten sich um das Schiff herum. Am Morgen brach das Unwetter wieder los. Selbst in der trefflich geschützten Bai ging die See hoch; wie mußte es erst draußen sein! Wieder mußte man einen Tag opfern. Das Barometer sank immer tiefer. Umsonst suchten wir weiterzukommen. Nach einer Stunde mußten wir abermals in den Hafen flüchten; das Meer war außer sich, und ein heftiger Wind blies heulend über die hohle See. Es regnete den ganzen Tag und war kalt wie im Winter. Wir beobachteten eine sonderbare meteorologische Erscheinung. Auf dieser Insel kennt man weder Donner noch Blitz; wahrscheinlich kann die Elektricität infolge des außerordentlich niedern Atmosphärendruckes sich nicht bilden. Am vierten Tage suchten wir von neuem auszufahren; umsonst, wir mußten abermals in den Hafen zurück; die See ist schlimmer als zuvor, und der heftige Gegenwind machte alle Anstrengungen der Maschine zu Schanden.“

Erst nach fünftägigem Warten gelang endlich die Weiterfahrt nach Buenos Aires.

Aus verschiedenen Missionen.

Nach dem letzten Hefte des Oeuvre des Écoles d'Orient ist die Noth in Armenien besonders im Vilajet von Van fortwährend sehr groß. Viele Dörfer in der Umgebung der Stadt sind durch Hungersnoth fast entvölkert; die Leute ziehen massenhaft bettelnd umher. Die Patres Dominikaner haben mit den ihnen vom Oeuvre zugesandten Geldern von Van aus 23 Dorfschaften mit zusammen 5908 Köpfen Unterstützung gewährt. Die erste Summe betrug

22 000 Fr., was auf den Kopf etwa 4 Fr. ausmachte. Mit den spätern Sendungen wurden Ohren und Saatforn gekauft, damit die armen, von den Kurden völlig ausgeraubten Leute im Stande wären, ihren Acker zu bestellen. Bis jetzt hat das Oeuvre des Ecoles d'Orient für die nothleidenden Armenier rund 700 000 Fr. gesammelt. — **Persien.** Die dortige Lazaristenmission ist seit drei Jahren von Heimsuchungen aller Art betroffen worden; 1896 wurde die Ebene von Urmiah von Ueberschwemmungen heimgesucht, 1897 folgten die räuberischen Einfälle der Kurden, die sengend und mordend über die Christendörfer herfielen, die Herden wegtrieben und alle Greuel verübten; dieses Jahr richtete am 16. Mai ein furchtbarer Orkan mit Hagelschlag in der fruchtbaren Ebene von Urmiah entsetzliche Verheerungen an; die Ernte ist größtentheils vernichtet und die Hungersnoth vor der Thüre. Jetzt schon kostet der Sack Getreide statt der gewöhnlichen 20–25 Fr. 45 bis 50 Fr. — **China.** Von den Unruhen in Kiangsi und andern Theilen Chinas haben die Leser bereits aus den Zeitungen erfahren. Ernstliche Volksaufläufe fanden einem Berichte Mgr. Christiaens, des Apostol. Vicars von Süd-Hupe, zufolge auch in der Stadt Scha-Sche statt. Der Reihe nach wurden das neue chinesische Zollamt, das japanische Consulat und die nahen Warenmagazine in Brand gesteckt. Auch an das House-Boat, das schwimmende Viertel der Europäer, wurde Feuer gelegt; diese retteten sich auf den Ponton der chinesischen Schiffsgesellschaft; bald ging auch dieser in Flammen auf, und nur mit Noth retteten die „Teufel des Westens“ auf einem Boote ihr nacktes Leben. Auch drei Missionsgebäude wurden eingeäschert; doch blieben Kirche und Missionärswohnung verschont. — **Tscheking.** In dem einen District Uen-Tsche-u, schreibt der hochw. Herr Konet, Lazarist, hat sich innerhalb fünf Jahren die Zahl der Christengemeinden verdoppelt. Während des letzten halben Jahres bekam der Missionär dringende Bitten aus 18 Dorfschaften, dort eine Kapelle zu errichten und einen Katechisten zu senden. Aber leider fehlen auch hier die Mittel, um überall einen Katechisten anzustellen. Ohne dies aber hat eine junge Gemeinde keinen Bestand. Und doch beträgt die Besoldung eines Katechisten bloß etwa 200 Fr. pro Jahr, also weniger als irgend ein Hausdiener in Frankreich erhält. — **Afrika.** Britisch Uganda. Die britische Regierung hat sich nunmehr nach mehrjährigen Verhandlungen bereit gefunden, für die zur Zeit durch ihre Bevollmächtigten, besonders die berüchtigten Kapitäne Luggard und Williams, an den Katholiken Ugandas und an Missionären und Missionseigenthum verübten Gewaltthatigkeiten und Schädigungen ein Schmerzensgeld von 10 000 Pfund Sterling (200 000 Mark) zu zahlen. Die Summe wurde durch Kardinal Vaughan an Mgr. Livinhac, den Obern der Genossenschaft der Weißen Väter, vermittelt. — Dem letzten Jahresbericht des deutschen Afrika-Vereins entnehmen wir kurz folgende Angaben: I. **Deutsch Ostafrika.** Missionen der Weißen Väter (Deutsches Missionshaus zu Trier und Marienberg). 1. Apostol. Vicariat Süd-Njansa: 5 Hauptstationen, 14 Missionäre, 53 Katechisten, Gesamtzahl der Neophyten und Katechumenen 3540, 11 Kirchen und Kapellen, 2 Waisenhäuser mit 81 Kindern, 4 Schulen mit 210 Schülern, 4 Spitäler und Apotheken. 2. Apostol. Vicariat Unjanjembe: 4 Hauptstationen, 600 Neophyten, 4000 Katechumenen, 3 christliche Dörfer mit 40 Familien, 2 Waisenhäuser mit 105 Knaben und 50 Mädchen, Asyl für 30 alte Frauen, 4 Schulen mit 94 Schülern. 3. Apostol. Vicariat Tanganjika: 4 Stationen, 2434 Neophyten, 5 Waisenhäuser mit 802 Kindern, 10 Schulen mit 600 Kindern, 1 Kate-

chetenschule mit 15 Zöglingen; Acker- und Gartenbau blüht; viele bisher unbekannte Fruchtarten, wie Feigen, Orangen, Citronen wurden eingeführt. Auch Weizen wurde gesät und ergab eine gute Ernte. — Missionen der Väter vom Heiligen Geist (Deutsches Missionshaus in Knechtsteden). Apostol. Vicariat Nord-Sanjabar: 10 Stationen, 1 Bischof, 25 Patres, 26 Brüder, 21 Schwestern, 17 Katecheten, ca. 1500 Waisenkinder und 5000 Katholiken. — Missionen der St. Benedictus-Missions-Gesellschaft (Missionshaus in St. Ottilien, Oberbayern). Apostol. Praefectur Süd-Sanjabar: 5 Stationen, 9 Patres, 15 Brüder, 14 Schwestern, ca. 800 Christen, 1200 Katechumenen, 3 Christendörfer, 3 Waisenhäuser mit ca. 180 Kindern, 1 Katechetenschule mit 12 Zöglingen, 1 Mädcheninternat mit 103 Kindern und mehrere gut besuchte Schulen. — II. **Deutsch Westafrika.** 1. Mission der Missionäre vom göttlichen Wort (Missionshäuser in Steyl, Heiligkreuz, Mödling). Apostol. Praefectur Togo: 5 Stationen, 9 Priester, 9 Brüder, 5 Schwestern, 20 Katechisten, 19 Schulen mit ca. 700 Kindern. 2. Mission der Pallotiner (Missionshäuser in Limburg und Ehrenbreitstein). Apostol. Praefectur Kamerun: Zahl der Getauften 1985, 9 Hauptschulen mit etwa 300 Kindern, dazu eine größere Zahl kleinerer Nebenschulen mit wechselnder Kinderzahl, 5 Stationen. Das wichtigste Ereigniß ist, daß die Mission nun auch in Kamerun-Stadt selbst, dem Sitz der Kolonial-Regierung, sich bleibend niedergelassen. 3. Mission der Oblaten von der Unbefleckten Empfängniß (Missionshaus zu Hünfeld bei Fulda). Apostol. Praefectur Deutsch-Südwest-Afrika: 3 Patres, 3 Brüder, 1 Station. — Ost-Kap. Die deutsche Schwester Euphemia O. S. B. dankt für ein Almosen von 1060 Mark. Es kam gerade recht, da die Lebensmittel in Südafrika immer noch sehr theuer sind. Um die Missionsfarm Igeli wohnen jetzt über 300 katholische Kaffern, und 80 schwarze Knaben besuchen die Schule. Manche haben eine Stunde weit über Berg und Thal und durch Flüsse hindurch zur Schule. Kürzlich wurde ein junger Hauptlingssohn getauft und bald darauf in christlicher Ehe getraut. Er siedelt sich gleichfalls bei der Farm der Schwestern an, die weit und breit für die Kaffern den allgemeinen Zufluchtsort und den religiösen Mittelpunkt bildet. — **Südafrika** (Sambesi-Mission). Einem Briefe des hochw. P. Richard S. J. aus Salisbury den 6. Juni entnehmen wir, daß die Missionäre neben immer neuen Prüfungen doch auch tröstliche Erfolge zu berichten haben. Ahermals ist eine Viehseuche ausgebrochen und droht eine neue Hungersnoth. Dabei betrauern sie den frühen Tod des Bruder Rury, der ein großer Verlust für die Mission ist. Derselbe starb am 2. Juni 1898 im Spital zu Salisbury am Schwarzwasserfieber. „Doch aus all dem vielen Kreuz, welches uns bis auf die letzte Zeit betroffen hat, ist Segen entsprossen,“ fährt P. Richard fort. „Bruder Rury hat in Thränen jenen helfen; er hat nur den Anfang der Ernte gesehen. Aber an seinem Grabe standen über hundert Katechumenen und Neophyten, welche für seine Seele den Rosenkranz beteten und ihm nachtrauerten und zu verstehen und zu würdigen beginnen, daß ein solches Leben für sie geopfert ist. Am heiligen Pfingstfeste habe ich sechs getauft, kurz vorher fünf. Am Feste des göttlichen Herzens sollen wenigstens sechs dieselbe Gnade haben, und zwölf andere lassen sich nur schwer bis auf das Fest des hl. Ignatius vertrösten.“ — **Südamerika.** Die Salesianer Dom Boscos haben neben dem großen Ausfäzigenheim von Agua de Dios in Columbia, das ca. 1050 Ausfäzige zählt, jetzt noch zwei andere ähnliche Anstalten

übernommen: eine bei Santander mit 800, eine andere in Caño del Loro in der Bai von Cartagena mit 60 Pfleglingen. Der Ausfall ist in Columbia sehr stark verbreitet und greift noch immer um sich. P. Evasio Rabagliati schätzt die Opfer auf 30 000 unter einer Bevölkerung von ca. vier Millionen. Sowohl Regierung wie Clerus machen große Anstrengungen, um der Seuche entgegenzuwirken, und die opferwillige Hingabe der Söhne Dom Bosco findet warme Unterstützung. Leider ist es bis jetzt nicht gelungen, die nothwendige Absonderung der Ausfälligen von der übrigen Bevölkerung durchzusetzen. — **Oceanien.** Missionen in den

deutschen Südsee-Kolonien (unterstützt vom deutschen Afrikaverein). 1. Mission der Missionäre vom heiligsten Herzen (Missionshaus in Hiltrup bei Münster). Apostol. Vicariat Neu-Pommern: 8 Stationen mit rund 5000 getauften Christen und über 600 Katechumenen, 8 größere Kirchen, 16 kleinere Gebetslocale, 3 Waisenhäuser mit 204 Kindern, 7 Elementarschulen mit 427 Kindern, 1 Pensionat für Mädchen mit 9 Schülern, 1 Katechetenschule. 2. Missionäre vom göttlichen Wort. Apostol. Praefectur Kaiser-Wilhelmsland (1896 eröffnet): 4 Priester, 4 Brüder, 2 Stationen.

Für Missionszwecke.

Verzeichniß der im Monat Juli eingegangenen Gaben.

	Mark.		Mark.		Mark.
Für die dürftigsten Missionen:		Aus Nachen	14 80	Aus Bienenbeck	21.—
Von F. M. R.	300.—	Von R. M. B. G.	8.—	Durch Pfarrer Brubers in Köln-Bickendorf	8.—
Von einem Dr. med.	170.21	Pro defuncto Sebastiano von Pfarrer S. in D.	100.—	Von T. S. Ebb.	25.—
„Jesus, erbarme dich unser!“	270.—	Von Dr. Ringmann, Subregens in Köln	14.—	Von P. J. Kruschinsky in Saratow	44.29
Von A. G. in Strebersdorf	16.50	„St. Maria, auxilium christianorum, o. p. n.“	10.—	Von Kaplan Nies in Ghrang bei Trier	21.—
Sincerus	50.—	Aus dem Clericalseminar zu Freising	100.—	Von Pfarrer Zintner in Natunas	340.71
Von Pfarrer Nägele in Waltersweiler	50.—	Für die Missionen in Armenien:		Von F. J. Schäfer in Kloten	21.—
Von G. M.	5.—	Von Dr. Goberg, Professor an der Universität		Aus Bartsch, Jül.	20.50
„Zu Ehren des heiligsten Herzens Jesu aus		Freiburg i/Br.	20.—	Aus Elpis	10.—
„Dankbarkeit“	50.—	Von Ungenannt in Manchester	3.—	Aus Eubertich	21.—
Von J. D. G. Nachen	5.—	„St. Maria, auxilium christianorum, o. p. n.“	5.—	Von Ungenannt	21.—
„Antoniusbrod als Danksagung für Erholung		Für die Missionen in Afrika:		Aus Bentheim	21.—
und Bitte für eine schwer erkrankte Tochter“	10.—	Von Joseph Reth, Wallfahrtspriester in Wies		Für Postauf und Unterhalt von Regier-	
Von Vicar Leuchter in Stoppenberg	20.—	Von Pfarrer Maier in Nagelsberg	20.—	findern:	
Pro defuncto Sebastiano durch Pfarrer S.		Von Frau Kehler in Mengen	1.—	„In honorem St. Josephi“	100.—
in D.	200.—	Von F. G. B.	5.—	Von Ungenannt	20.—
Vom Convent des Cistercienserstiftes Oßeg in		„In honorem St. Antonii“	5.—	Von Seminardirector Beschold in Augsburg	25.—
Böhmen	84.87	Von Ungenannt	20.50	Für die nordischen Missionen:	
Von einer armen Wittve aus Cahotia, Jül.	8 20	Von Ungenannt aus Garz	95.—	Von Ungenannt in Manchester	2.—
Von Margaret Urbain in Marathon City, Wis.	20.50	Aus Wolfegg	21.—	Für die Trappistenmission in Bosnien:	
Von Ungenannt aus Garz	10.—	Von Dr. Ringmann, Subregens in Köln	15.—	Von Dr. Burthard, Pfarrer in Ottersweiler	5.—
Von Dr. Burthard, Pfarrer in Ottersweiler	10.—	Von Ungenannt in Manchester	6.—	Von Dr. Ringmann, Subregens in Köln	50.—
Von unbekannten Wohlthätern aus dem Kanton		Für die Jesuitenmissionen am Sambesi		Für den Kindheits-Jesu-Verein:	
Schwarz	404.—	(Südafrika):		Von Margaret Urbain in Marathon City, Wis.	20.50
Für noch lebende Missionspriester zur		Von J. B. Voos in Münstermaifeld	100.—	Von Ungenannt aus Garz	50.—
Verfolgung von heiligen Messen:		Von F. G. B.	5.—	Pro defuncto Sebastiano durch Pfarrer S.	
Pro defuncto Sebastiano durch Pfarrer S.		„In hon. B. M. V. sine labe orig. conceptae“	10.—	in D.	50.—
in D.	400.—	Von Rechtsanwalt Müßliet in Sebnitz	5 05	Aus Bentheim	2 35
Von Kaplan Steffen in Trier	27.70	Von Dr. Burthard, Pfarrer in Ottersweiler	5.—	Für den Heiligen Vater:	
Aus Herzogenburg	25.43	Von Ungenannt in Manchester	3.—	Vom Convent des Cistercienserstiftes Oßeg in	
Von Schloßbeneficiat Kränze in Niederarnbach	10.10	„St. Maria, auxilium christianorum, o. p. n.“	10.—	Böhmen	84.88
Von Dechant Müller in Gensfeld	73.—	„SS. cor Jesu, adjuva nos“	85.—	„Unbefleckte Empfängniß, bitte für den	
Durch G. Herder, Verlag in Wien	4.95	Für die Missionen an der Goldküste		Heiligen Vater und die ganze kathol. Kirche!“	15.—
Von C. G. Gubrau	22.—	(Westafrika):		„St. Maria, auxilium christianorum, o. p. n.“	10.—
Von Ungenannt	10.—	Von Joseph Reth, Wallfahrtspriester in Wies		Für verschiedene Zwecke:	
Für die Missionen in China u. Japan:		Aus M.	10.—	Von Ungenannt	65.—
Durch P. Fr. Engel, Coop. in Eoderau	5 10	Von Karl Urban in Gshofret	1.—	Aus M.	3.—
Von F. G. B. St. Peter	3.—	Von Ungenannt in Manchester	3.—	Von der Familie Ruth in St. Peter	4.—
Von Ungenannt aus Garz	50.—	„St. Maria, auxilium christianorum, o. p. n.“	5.—	Von Repetitor Witz in St. Peter	2.—
Pro defuncto Sebastiano durch Pfarrer S.		Für die Missionen der Kopten in		Aus Kreznach	7.50
in D.	100.—	Aegypten:		Von Ungenannt aus München	1.—
Von Pfarrer Köster in Niegelsdorf	3.—	Pro defuncto Sebastiano von Pfarrer S. in D.	100.—	Aus Köln	100.—
Für die Missionen in Indien:		„St. Maria, auxilium christianorum, o. p. n.“	5.—	Von R. M. B. G.	4.—
Von F. aus Laufen	10.—	Für Postauf und Unterhalt von Seiden-		Von Ungenannt in Manchester	1.—
Von der Fürstin Waldburg-Wolfegg in Wolfegg	510.—	findern:		„St. Maria, auxilium christianorum, o. p. n.“	10.—
Von Pfarrer Schütz in Bensfeld	10.—	Von Pfarrer Roth in Biele	48.—	Von Franz Diettmüller in Weis	14.81
Von Ungenannt	10.—				

Danksagung und Bitte.

Zum Schluß dieses Jahrgangs haben wir wiederum die angenehme Pflicht, unsern Lesern im Namen der vielen durch ihre Liebe so großmüthig unterstützten Missionen den herzlichsten Dank auszusprechen. Die Almosen erreichen heuer die Summe von:

87 996 Mark 11 Pfennig,

womit die seit Gründung dieser Zeitschrift durch uns vermittelten Gaben

1658 219 Mark 65 Pfennig

betragen. Jesus Christus, aus Liebe zu dessen Brüdern und zur

Ausbreitung seiner Kirche diese Almosen gespendet sind, wird sie hundertfältig vergelten! Raum ist es nöthig, dem Danke die Bitte beizufügen. Wird sie doch in diesen Blättern aus allen Ländern der Erde von Hunderten von Glaubensboten immer und immer wiederholt und durch den Hinweis auf Noth und Elend oder auf die Hoffnung reichlicherer Seelenernte in beredter Weise begründet. Mögen also unsere verehrten Leser fortfahren, in gleicher, ja in noch gesteigerter Liebe des Werkes der Missionen zu gedenken, welches dem göttlichen Herzen über alles theuer ist! Die Redaction.

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von **Adolph Streber**, Theilhaber der Herder'schen Verlagsbuchhandlung zu Freiburg im Breisgau. Herausgeber und Verleger für Oesterreich-Ungarn: **H. Herder, Verlag**, Wien I, Wollzeile 33. Verantwortlicher Redacteur für Oesterreich-Ungarn: **Josef Gratt**, Graz (Steiermark). Zuschriften an die Redaction und Missionsgaben sind nur nach Freiburg im Breisgau zu richten (nicht nach Wien).

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagsbuchhandlung zu Freiburg im Breisgau. — Redactionschluss und Ausgabe: 13. August 1898.

Der Abdruck der Aufsätze aus den „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, jener der Nachrichten nur mit Quellen-Angabe erwünscht.

B. HERDER, 17 South Broadway, ST. LOUIS, Mo.

